**Zeitschrift:** Familienforschung Schweiz : Jahrbuch = Généalogie suisse : annuaire = Genealogia svizzera : annuario

**Herausgeber:** Schweizerische Gesellschaft für Familienforschung

**Band:** - (2000)

**Rubrik:** Besprechungen = Comptes rendus

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 09.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Besprechungen

# Comptes rendus

XIV. **Yermin alias Jehannerat Estevenin** est fils de Jehannerat Yermin, du Locle. Laboureur. Il paie, en 1488, le cens de 5 faulx de prés au fonage de la seigneurie de Travers, *qu'il avait acquis* pour le prix de 24 florins d'or. Estevenin est recensé parmi les 35 premiers bourgeois externes de Valangin. Ses enfants sont:

Jehan Yermin dont est issue la ligne directe. Il paie, jouir, user et exploiter des franchises et libertés que jouissent les bourgeois.

Estevenin est décédé avant 1507. Il est le père de Jaques et d'Henrenin.

Henrenin est le descendant de Jeanet. Il a eu plusieurs

---

**Comptes rendus** Jeanet, est fils de Hyemin. Franchisé bourgeois à Valangin en 1444 et en 1482 au Locle. Son fils est:

Jehannerat Yermin dont est issue la ligne directe.

XVII. **Yermin** est fils de Nn. Le père de Yermin, le 3 mai 1508, fait partie des gens du Locle auxquels Guillaume d'Arberg, seigneur de Valangin, accorde de nouvelles franchises. Son fils est:

Jeanet dont est issue la ligne directe.

## Bibliographie


Pierre-Simon et Jacqueline Borel, "Les Jeannerat-Grospierre, dit Locle, bourgeois de Valangin. Livre de raison et chronique de famille, manuscrit de 1810-1837", 1983

Lauber, Le Pays de Neuchâtel, Neuchâtel, 1948

Jeannerat, Gustave Jeannerat, Ed. Attinger, 1998

Bulletin de la Société neuchâteloise de généalogie, collection du Centenaire de la République, Bleaux-Pot, Neuchâtel, 1948

Bulletin de la Société neuchâteloise de généalogie, Neuchâtel, 1972

Bulletin de la Société neuchâteloise de généalogie, Neuchâtel, 1978

Généalogie à Gustave Jeanneret, Ed. Attinger, 1920

Dictionnaire de Neuchâtel 1922-1948, Beaux-Arts

"Gustave Jeanneret maître ébéniste" in L'Express, 7 septembre 1990

Hommage à Gustave Jeanneret, in Catalogue du XXXIX salon du Dimanche à la maison Vallier de Gressier

## Inhalt – Table des matières

Sandra Ausborn-Brinker: Person und Personalität. Versuch einer Begriffsklärung, Tübingen 1999 (Hansjakob Müller) ..... 225

Elisabeth Beck-Gernsheim: Auf dem Weg in die multikulturelle Familie. In: Kultur und Menschlichkeit. Basel 1999 (Barbara Stüssi-Lauterburg) ..... 225

Renate Bräuniger u.a. (Red.): FrauenLeben Appenzell. Beiträge zur Geschichte der Frauen im Appenzellerland, 19. und 20. Jahrhundert. Herisau 1999 (Veronika Günther) ..... 226

Arndt Brendecke: Die Jahrhundertwenden. Eine Geschichte ihrer Wahrnehmungen und Wirkung. Frankfurt/ New York 1999 (Christoph Tscharner) ..... 228

Martin Burckhardt, Vom Geist der Maschine. Eine Geschichte kultureller Umbrüche. Frankfurt/New York 1999 (Rolf W. Wirz) ..... 231

Dorothea A. Christ: Zwischen Kooperation und Konkurrenz. Die Grafen von Thierstein, ihre Standesgenossen und die Eidgenossenschaft im Spätmittelalter. Zürich 1998 (Franz J. Stucki) ..... 232

Hans Rudolf Christen: Emmentaler Geschlechter- und Wappenbuch. Münsingen-Bern 1998 (Heinz Balmer) ..... 234

Alain Corbin: Auf den Spuren eines Unbekannten. Aus dem Französischen übersetzt von Bodo Schulze. Frankfurt/Main; New York 1999 (Marie Louise Reinert-Brügger) ..... 235

Ute Frevert, Heinz-Gerhard Haupt (Hg.): Der Mensch des 20. Jahrhunderts. Frankfurt/Main/New York 1999 (Valentin Theus-Bieler) ..... 237

Clotilde P. Garcia, "Padre José Nicolás Balli and Padre Island, application for historical marker", con il contributo di Herminia Balli de Chavana. Corpus Christi Tx, USA (Christian Balli) ..... 239

Ottilie Grubenmann: Schwangerschaft, Geburt und Stillzeit. Ratschläge und Rezepte einer erfahrenen Hebamme. Weissbad 1995 (Gertrud Appenzeller-Grob) ..... 240

Ottilie Grubenmann: 200 Praxisfälle. Weissbad 1999 (Gertrud Appenzeller-Grob) ..... 243

Irene Hardach-Pinke: Bleichsucht und Blütenträume. Junge Mädchen 1750-1850. Frankfurt/New York 2000 (Rita Theus-Bieler) ... 244

Tamara K. Hareven: Familiengeschichte, Lebenslauf und Sozialer Wandel. Frankfurt/New York 1999 (Barbara Stüssi-Lauterburg) ..... 246

Thomas Hengartner, Christoph Maria Merki (Hrsg.): Genussmittel. Frankfurt/New York 1999 (Paul Lienhard) ..... 247

Tanja Hommen: Sittlichkeitsverbrechen. Sexuelle Gewalt im Kaiserreich. Frankfurt/New York 1998 (Heinz Balmer) ..... 249

Elisabeth Joris, Adrian Knoepfli, Peter Hajnocky: Eine Frau prägt eine Firma. Zur Geschichte von Firma und Familie Feller. Zürich 1996 (Fritz H. Tschanz) ..... 250

Eva Labouvie: Beistand in Kindsnöten. Hebammen und weibliche Kultur auf dem Land (1550-1910). Frankfurt/New York 1999 (Marylène Keller-Girod) ..... 252

Renate Müller: Ideal und Leidenschaft. Sexuelle Sozialisation der akademischen Jugend im Biedermeier. Berlin/Hamburg 1999 (Karl Zimmermann) ..... 256

Arthur Schopenhauer: Die Kunst, glücklich zu sein. Dargestellt in fünfzig Lebensregeln. München 1999 (Victor G. Meier) ..... 257

Christian Steeb und Birgit Strimitzer (Hrsg.): Der Souveräne Malteser-Ritter-Orden in Österreich. Graz 1999 (Rudolf Etter) ..... 259

Birgit Strimitzer: Die Freiherrn Binder von Krieglstein. Studien zur Genealogie und Besitzgeschichte einer elsässisch-österreichischen Adelsfamilie unter besonderer Berücksichtigung der Bedeutung einzelner Familienmitglieder in der Zeit Maria Theresias und der Ära Metternich. Graz 1998 (Rudolf Etter) ..... 260

Jörg Wettlaufer: Das Herrenrecht der ersten Nacht. Hochzeit, Herrschaft und Heiratszins im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Frankfurt/ Main; New York 1999 (Markus Neiger) ..... 262

Josef Wiget (Hg.): Die Entstehung der Schweiz. Vom Bundesbrief 1291 zur nationalen Geschichtskultur des 20. Jahrhunderts. Schwyz 1999 (Klaus Burri) ..... 263

Sandra Ausborn-Brinker: **Person und Personalität**. Versuch einer Begriffsklärung. Reihe: Philosophische Untersuchungen Nr. 8. J.C.B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1999, 309 Seiten, CHF 90.-, ISBN 3-16-147210-1.

Dem Begriff der Person, respektive der Personalität, kommt in der modernen medizinischen Ethik, im Recht, aber vor allem auch in der Familienforschung eine zentrale Bedeutung zu. Im vorliegenden Text, der im Februar 1999 von der Philosophischen Fakultät I der Humboldt-Universität zu Berlin als Dissertation angenommen wurde, analysiert die Autorin die Komplexität und die Zusammenhänge des Personenbegriffs aus verschiedenen Gesichtspunkten, so aus demjenigen der Intentionalität und Körperlichkeit, der Rationalität und Handlungsfähigkeit, der Sozialität und Interaktionsfähigkeit sowie der personalen Identität. Dank ihrer antireduktionistischen Haltung gelingt es ihr, einen „Holismus" (philophische Ganzheitslehre) der Personalität zu entwickeln. Im Kapitel über die Körperlichkeit wäre es allerdings wünschenswert gewesen, wenn auch die diesbezüglichen Erkenntnisse der modernen Biomedizin über die Embryonalentwicklung und Zwillingsbildung, respektive im Kapitel über die personale Identität solche der klinischen Psychologie vermehrte Berücksichtigung gefunden hätten. Im Schlusskapitel wird diskutiert, wie der hier entwickelte komplexe Personenbegriff einen „Ausweg aus der Sackgasse der gegenwärtigen Diskussion um die Identifikationsbedingungen von Personen, ihrem Status und ihrer moralischen Anerkennung" darstellen könnte.

Das Buch ist keine Pflichtlektüre für die Familienforscherinnen/ Familienforscher. Es wurde aber gut verständlich abgefasst und führt gerade den biographisch Tätigen vor Augen, was und wem sie bei ihren Bemühungen begegnen.

Hansjakob Müller, 4005 Basel

Elisabeth Beck-Gernsheim: **Auf dem Weg in die multikulturelle Familie.** In: Kultur und Menschlichkeit. Neue Wege des Humanismus. Hg. Frank Geerk. Verlag Schwabe & Co., Basel 1999, 336 S., CHF 58.-, ISBN 3-7965-1057-4.

„Was ist der Unterschied zwischen einem Türken und einem Sachsen? Antwort: Der Türke spricht deutsch und arbeitet." (146)

Freilich ist dieser von Elisabeth Beck-Gernsheim zitierte Witz alles andere als politisch korrekt. Dennoch bringt er ein Phänomen auf den Punkt: die zunehmend verwirrendere Gemengelage von Ethnien und Staatsbürgerschaften nicht nur in Deutschland. Querlaufende Familienbeziehungen machten die eindeutige gesellschaftliche Einordnung Einzelner auch in der Geschichte schon problematisch, wie die Autorin am Beispiel der Schwarzen in Amerika und den Juden in Deutschland zeigt: Wer galt als Schwarzer, wer als Jude? Das Bedürfnis, Menschen, die „zwischen die Kategorien fallen", amtlich in den Griff zu bekommen, hatte und hat z.T. bürokratische Spitzfindigkeiten zur Folge, die geradezu an Franz Kafka erinnern. Die historischen Erfahrungen, die dadurch belasteten Begriffe erschweren heute die Diskussion auch über aktuelle Verhältnisse; die Gefahr, sich dem Vorwurf der Ausgrenzung und Diskriminierung auszusetzen, ist allgegenwärtig. Nebst der quantitativen Entwicklung nennt Elisabeth Beck-Gernsheim aber auch ein qualitatives Moment als Kennzeichen der Gegenwart: Kinder „gemischter Familien" müssen sich nicht mehr zwingend für „schwarz" oder „weiss" entscheiden, sie verstehen sich häufiger als „sowohl als auch" oder gar als „kunterbunt". Was für die einen ein Ordnungsproblem darstellt, ist für die andern ein Ausdruck der Freiheit. Welche Chancen darin liegen können, der Macht der Gewöhnung zu widerstehen, Grenzen zu sprengen, ist eine der Botschaften, die in diesem Artikel zur Geltung kommen. Trefflich fügt er sich damit in die Beiträge zweier Vortragsreihen, die im Rahmen von „humanismus 96" – einer grenzüberschreitenden kulturpolitischen Initiative – zum Ziel hatten, das Konzept Humanismus zu aktualisieren.

Barbara Stüssi-Lauterburg, 5210 Windisch AG

Renate Bräuniger u.a. (Red.): **FrauenLeben Appenzell**. Beiträge zur Geschichte der Frauen im Appenzellerland, 19. und 20. Jahrhundert. Hrsg. von Renate Bräuniger. Appenzeller Verlag, Herisau 1999, 735 S., CHF 56.-.

Nachdem Volk und Stände 1971 das Frauenstimmrecht im Bund mit grossem Mehr angenommen hatten, war auch der Bann über das kantonale Frauenstimmrecht gebrochen. In den Kantonen Waadt, Neuenburg und Genf war es schon 1959/60 eingeführt worden. Bis

1972 waren die Frauen schliesslich in allen übrigen Schweizer Kantonen stimmberechtigt – mit Ausnahme der beiden Appenzell. Lange galt "Appenzell" daher als Reizwort und öffentliches Ärgernis weit herum, bis das reformierte Appenzell Ausserrhoden 1989 endlich das Frauenstimmrecht auf kantonaler Ebene annahm. Das katholische Appenzell Innerrhoden folgte erst ein Jahr später, und zwar hatte das Bundesgericht hier auf Beschwerden hin das Frauenstimmrecht durchsetzen müssen! *"Appenzell war das Schlusslicht innerhalb der Schweiz, aber die Schweiz das Schlusslicht in Europa."* (S. 341)

Wie war es zu dieser brisanten Situation gekommen? Hatten die Frauen in den beiden Appenzell weniger politischen Einfluss als die weibliche Bevölkerung in der übrigen Schweiz? War das traditionelle Rollenbild von Mann und Frau in den Landsgemeindekantonen Appenzell stärker verankert als anderswo? Dieses wurde an der Landsgemeinde, dem "Ehrentag der Männer", jeweils symbolisch sehr eindrücklich demonstriert. Konnte man also das Bestreben, die alte Geschlechterordnung zu erhalten, für die Verspätung des Appenzellerlands in Sachen politische Gleichberechtigung verantwortlich machen? Spielten noch andere Gründe als die Sorge um die direkte Demokratie eine Rolle?

Das Werk "FrauenLeben Appenzell" enthält in 57 Beiträgen viele farbige Mosaiksteinchen, die sich zu klaren Mustern zusammenfügen und miteinander eine solide Grundlage ergeben, um die Geschichte, das Umfeld und das Wirken der Appenzellerinnen in den letzten 200 Jahren kennen zu lernen. Zwölf Autorinnen und zwei Autoren haben mit akribischer Gründlichkeit recherchiert und dabei eine Fülle von kaum bekannten, interessanten Details zutage gefördert. Mehr als die Hälfte der Artikel stammen aus der Feder der Herausgeberin, Renate Bräuniger, Soziologin und Mitbegründerin der "Dokumentationsstelle zur Geschichte der Frauen in der Ostschweiz". Dieses Archiv sammelt sonst nur schwer zugängliche private und amtliche Dokumente aller Art. Mit Hilfe dieses reichhaltigen, sorgfältig belegten Materials konnte ein kleines Gebiet der Schweiz minuziös erforscht und von wechselnden Standpunkten aus beleuchtet werden. Durch die konsequente Gegenüberstellung der Situation in den konfessionell verschieden geprägten Halbkantonen ist jeweils ein kräftiger Kontrast entstanden. Manchmal fallen Streiflichter auch auf die Verhältnisse in der übrigen Schweiz und

im Ausland, so dass das Geschehen im kleinen Appenzellerland immer wieder in grösseren Zusammenhängen gesehen werden kann.

Das Engagement der Appenzellerinnen wird in zehn Kapiteln vorgestellt. Es handelt sich dabei um typisch weibliche Wirkungsfelder wie Textilindustrie, (Schul-)Bildung, Klöster, Kunst, Kultur und Wissenschaft, Gesundheitswesen, Gastgewerbe, Heim- und Flüchtlingswesen, Frauenvereine sowie politische Frauenorganisationen. Biographien vieler in diesen Bereichen tätigen Frauen berichten von ihrem selbstlosen Einsatz. Es wechseln aus dem Alltagsleben gegriffene Beispiele einfacher Appenzellerinnen, u.a. eines Dienstmädchens und eines Pflegekindes, mit der Darstellung glänzender Laufbahnen prominenter Frauen ab. Darunter befinden sich Persönlichkeiten wie Clara Nef, Präsidentin des Bundes Schweizerischer Frauenvereine, Anna Theordora Eugster-Züst, die Gattin und Mitstreiterin des "Weberpfarrers", und ihre Tochter Anna Elisabeth Bachmann-Eugster, die als erste die Haushaltlehre eingeführt hat. Weitere Lebensläufe betreffen u.a. die Frauenrechtlerinnen Ottilia Paky-Sutter und Elisabeth Pletscher, die Schmuck- und Textilgestalterin Verena Sieber-Fuchs und die "Flüchtlingsmutter" Gertrud Kurz-Hohl. Sie alle bezeugen, dass die Appenzellerinnen genauso wie andere tüchtige Schweizerinnen im Dienste des Landes "ihren Mann gestellt" haben.

Eigentlich sollte man nun das bewusst einseitig ausgelegte, bunte Mosaik "FrauenLeben Appenzell" durch eine gleichwertige enzyklopädische Untersuchung mit dem Titel "MännerLeben Appenzell" ergänzen, um dann das spannende Miteinander beider Geschlechter objektiv verfolgen und den geschichtlichen Prozess rund um das Appenzeller Frauenstimmrecht ganz verstehen zu können.

Veronika Günther, 4310 Rheinfelden AG

Arndt Brendecke: **Die Jahrhundertwenden**. Eine Geschichte ihrer Wahrnehmungen und Wirkung. Campus Verlag, Frankfurt/New York 1999, 428 S., Text 282 S., CHF 68.-, ISBN 3-593-36339-9.

Dr. Arndt Brendecke ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Neuere Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität in München.

Auf die Jahrtausendwende hat er ein Buch herausgebracht, das sich, wie im Titel angegeben, mehr auf die Jahrhundertwenden als auf den im letzten Jahre viel beschriebenen Millenniarismus = Endzeitstimmung, bzw. Chiliarismus = religiöse Auslegung der Endzeitstimmung, bezieht. Der Bezug auf die Apokalypse wird nur kurz angezeigt. Die einzelnen Kapitel werden durch eine umfangreiche Quellenangabe und mit Tabellen über Retrospektive Beinamen des 18., 19. und 20. Jahrhunderts ergänzt. (146 Seiten)

Es wird Bezug genommen auf die Antike und das Mittelalter, wo die Zeitrechnung mehr auf Regierungszeiten von Personen, wie Kaiser oder sportliche Spiele einerseits und religiöse/kirchliche Feste und Zyklen der Natur anderseits, als Massstab für Zeitperioden genommen wurde. Wenige Leute konnten lesen und somit Kalender und Geschichtsbücher interpretieren.

Die Entwicklung der Kalender mit den entsprechenden Anpassungen werden beschrieben, so die Berechnungen des im Jahre 525 in Rom tätigen skytischen Mönchs Dionysius Exiguus. Die Kalenderreformen waren wegweisend für unsere heutigen Zeitrechnungen. Die grosse Reform von Papst Gregor XIII. 1582, welche den julianischen Kalender, der auf Julius Caesar zurückgeht, mit dem Sprung vom 4. Oktober auf den 15. Oktober, zur Anpassung an den astronomischen Kalender, korrigierte. Die Protestanten blieben teilweise beim Julianischen bis im Jahre 1700, bis sie selbst Anpassungen, ähnlich der Gregorianischen, machten. In England und teilweise auf dem Kontinent wurde das kalendarische Schisma erst 1752 beendet. Mit der Zahl Null tat man sich noch im Mittelalter schwer, weil der christliche Kalender diese Zahl nicht kannte und so Christi Geburt auf das Jahr 1 fallen würde. Symbolzahlen wie 3, 7, 9 wurden philosophisch-theologisch-kosmologisch gedeutet und gehandelt. Die arabischen Ziffern und ihre dezimale Stellenschreibweise waren vor dem Ende des 10. Jahrhunderts im lateinischen Europa gänzlich unbekannt. Erst Papst Silvester II. (999-1003) führte diese ein.

Der Begriff Saeculum in der Antike und im Mittelalter wird auf dessen unterschiedliche Interpretation und Anwendung analysiert. Erst ab 1520 in der Mainzerchronik wurden Jahrhunderte systematisch mit Ordnungszahlen versehen.

Die Zahlenspiele und Interpretationen, wie sie aus dem Alten und Neuen Testament bekannt sind, werden zur Erklärung von

Endzeitkalkulationen beschrieben, z.B. die Zahlen 1000, 666 oder die 6 mal 1000, je nach Beginn der Zählung für die Bestimmung von Endzeit und/oder der Wiederkunft des Messias. Seit der Schöpfung können 5198 Jahre oder aber 5952 Jahre verflossen sein, je nach Bibelübersetzung bzw. Interpretation. Basierend auf diesen Zahlen wiederum kann die Endzeit mit den in der Bibel erwähnten 1000 Jahren des Reiches Christi berechnet werden. Endzeiten wurden für die Jahre 1577-78 und in Abständen bis 1623 berechnet. Endzeiten wurden immer wieder vorausgesagt und meistens als Folge von Hungersnöten, Kriegen, Seuchen etc. als Endzeitsignale gedeutet. Das Phänomen Endzeitvoraussage bleibt ja bis heute ein aktuelles Thema. In der Antike waren es die Propheten des Alten Testamentes, Daniel mit den Träumen der vier Reiche; der römische Kaiser Nero 77 n. Chr. galt als Antichrist und Vorbote des Untergangs. Um die Jahrtausendwende 1000 blieb es relativ ruhig, Kaiser Otto III. und Papst Silvester II. wollten keine Panik. Der Kaiser sagte: "es geht weiter" trotz der Erwähnung in der Bibel, dass nach 1000 Jahren das Ende mit der Apokalypse kommt. Um dieses Jahr schrieben allerdings Mönche wie Radulf Glaber und Abbo von Fleury über die kommende Endzeit. Im Jahre 1299 war es der spanische Arzt Arnald von Villanova, der mit dem Buch: "Über die Ankunft des Antichrist" grosses Aufsehen erregte. Mit dem Ende des Mittelalters um 1500 gab es viele Endzeitannahmen, die auf den damaligen Umwälzungen basierten. Pestausbrüche 1340 und 1440; der Fall von Konstantinopel an die Türken 1453. 1484 wollte Savonarola in Florenz die Kirche erneuern. Die Entdeckungen ab 1493 bewegten die Leute ebenso wie die Reformation ab 1517. Vor diesem Hintergrund malte Albrecht Dürer 1498 seine 14 berühmten Bilder der Apokalypse, wie diese in der Johannes Offenbarung beschrieben ist. Im Jahre 1600 nahm man wieder Bezug auf die 1000 Jahre bis zur Apokalypse, berechnet auf der Hedschra 620 n.Chr., dem Beginn des Islams. So glaubte man wieder, dass um 1600 das Ende kommen würde.

Mit der Ausrufung des ersten Heiligen Jahres durch Papst Bonifaz III. im Jahre 1300 entstand ein neuer Abschnitt der Wahrnehmungen der Jahrhunderte. Der Anlass wurde benützt, um grosse Pilgerströme nach Rom zu bringen mit der versprochenen Einlösung des Sündenerlasses. Es war ein Geld- und Prestigedenken der Kirche. Ab 1350 wurde das Heilige Jahr nicht nur alle 100 Jahre

ausgerufen, sondern mit Papst Clemens VI. alle 50 Jahre, ab 1450 wurde die Zeit auf 25 Jahre verkürzt. Ab 1475 gab es auch ein Rombüchlein für Pilger, eine Art Reiseführer, aber stark kirchlich ausgelegt.

Die Jahrhundertwenden 1700, 1800, 1900 werden sehr ausführlich mit vielen Details behandelt. Es besteht eine sehr grosse Quellenlage für diese Zeit. Es betrifft dies Institutionen wie Gymnasien, Hochschulen, Regierungen und Kultur mit entsprechenden Aussagen und Dokumenten. Der Teil 1700 bis 1900 umfasst die Hälfte des interessanten Buchtextes, ist aber relativ lang und sehr spezifisch auf Deutschland zugeschnitten.

Christoph Tscharner, 4105 Biel-Benken BL

Martin Burckhardt, **Vom Geist der Maschine**. Eine Geschichte kultureller Umbrüche. Campus-Verlag: Frankfurt/New York 1999, 409 S., CHF 64.-, ISBN 3-593-36275-9.

Diese "Genealogie der Maschine" verdient es zweifelsfrei, in weitem Sinne als "Geniestreich" bezeichnet zu werden. Mit grosser Souveränität behandelt der Autor die Interaktion von Technikgeschichte und Geistesgeschichte, den Domänen also, aus der wir täglich zehren. Das Buch zeigt einen Bogen, der vom alten Griechentum über das Mittelalter bis in die Neuzeit leitet und auch höchst aktuelle Fragen angeht. So werden zentrale philosophische Probleme beleuchtet, die dem Selbstverständnis des Computerzeitalters ziemlich den Lack abkratzen. Dabei schreckt der Autor auch nicht davor zurück, "Säulenheilige" dieses "modernsten" Maschinenzeitalters vom Sockel zu stürzen, indem er jene geistigen Grundlagen bespricht, zu denen bis anhin das Denken manches Schülers dieser "Meister zur Säule" noch nicht gereicht hat – vielleicht weil einer aus diesem Gefolge voller Faszination selbst jener Maschine "Computer" nacheifert – und sich im Denken eben so wenig Zeit lässt wie eben dieses Vorbild. Für Genealogie-Experten ist dieses Buch allerdings nicht gedacht, denn auf die Anliegen dieses Interessentenkreises geht der Autor höchstens mal in einem Nebengedanken ein. Doch schafft das Werk eine Sammlung kultureller gedanklicher Grundlagen, die für das Verständnis der Zusammenhänge vergangener Zeitalter äusserst wertvoll ist. Dass sich der Autor nicht zurückhalten kann, sich manchmal ein wenig ne-

ckisch zu gewissen historischen Tatsachen oder Begebenheiten zu äussern, steht nur in der Tradition jenes helvetischen Fleckens, in dem sonst die Burckhardts bekanntlich Wurzeln haben. Dies fördert umso mehr den Genuss beim Lesen. Für den kulturgeschichtlich interessierten Leser ein in höchstem Masse lohnendes Buch!

Martin Burckhardt selbst ist freier Autor, Audiokünstler, Kulturtheoretiker sowie Dozent an der Humbold-Universität Berlin. Eine Auswahl weiterer Erscheinungen dieses Autors geben über seine umfassende Kompetenz Auskunft:

Die Erlebnisse nach dem Tod. Der nachtodliche Weg des Menschen durch die übersinnliche Welt. Eine Zusammenfassung von Schilderungen Rudolf Steiners. Verlag "Die Pforte"/KNO, 1966

Eurythmie – sichtbare Sprache. Über den allgemeinen Sinn der Eurythmiegebärden und ihren physiologischen Zusammenhang mit der Sprache. Ihre Bedeutung in der Pädagogik. Verlag Möllmann, 1999

Methamorphosen von Raum und Zeit. Eine Geschichte der Wahrnehmung. Studienausgabe Campus-Verlag 1994, 1997

Der Zaubergeiger Settembrini. Hörstück für Kinder und Erwachsene. Universal Vertrieb, 1994 (CD, Toncass.)

Rolf W. Wirz, 4313 Möhlin AG

Dorothea A. Christ: **Zwischen Kooperation und Konkurrenz**. Die Grafen von Thierstein, ihre Standesgenossen und die Eidgenossenschaft im Spätmittelalter. Chronos Verlag, Zürich 1998, 669 S., CHF 78.-, ISBN 3-905312-89-1.

Der Haupttitel lässt eher auf eine Abhandlung zu einem wirtschaftlichen Thema schliessen als auf eine historische Darstellung der Geschichte der Grafen von Thierstein. Die Forscherin untersucht in einem ersten Teil ihrer 670-seitigen Habilitationsschrift die Verbindungen des aus dem Fricktal stammenden und im unteren Birsigtal beheimateten Grafengeschlechtes mit deren Nachbarn im Zeitraum von 1350 bis 1543. Die Darstellung der letzten fünf Thiersteiner Generationen fusst vor allem auf Urkunden, die Beziehungen zu Kirche und Klöstern, zur Stadt Basel, zum Elsass und zu nachbarlichen Adelsfamilien festhalten.

Die Thiersteiner Grafen waren mit den Habsburgern verwandt, erreichten aber nie eine ähnlich mächtige Stellung durch zielbe-

wusste Erweiterung des Landbesitzes wie die Grafen aus dem Aargau. Sie gründeten auch nicht Städte wie die Zähringer, die damit Flussübergänge sicherten oder Klöster zu kontrollieren wussten. Der Einfluss der Thiersteiner blieb auf das Gebiet der nordwestlichen Eidgenossenschaft im späteren Mittelalter beschränkt. Daher befriedigt der erste Teil der Arbeit von Dorothea A. Christ vor allem regionales Interesse.

Für den Familienforscher viel wertvoller erweist sich aber der zweite Teil, der die Veränderungen der Herrschaftsverhältnisse durch Städtegründungen und Landesausbau in der Eidgenossenschaft des Spätmittelalters erforscht und die politische Bedeutung von Heiratsverbindungen für den Adel darstellt. Man lernt die materiellen Interessen gräflicher Heiratspolitik kennen, hört von Heiratskosten und Hochzeitsfeiern, von Mehrfach-Ehen oder fehlgeschlagenen Ehen, erhält Einblick in das Leben der Witwen und Erbtöchter wie auch in die Stellung der legitimen wie illegitimen Nachkommen.

Einige Beispiele mögen zeigen, wie reichhaltig die Erkenntnisse von Christs Untersuchungen sind. Die Sonderrechte des Adels bleiben anerkannt, denn die bestehende gesellschaftliche Ordnung ist gottgewollt. Das Leben und Streben der gräflichen Familienoberhäupter drehte sich um Heiraten und Erbschaften, denn an deren Erfolg hing der gesamte Stamm und Name. Hatte der Graf nur wenig Nachkommen oder liessen sich die über Heiraten erzielten Gewinne nicht halten, drohte rasch Einkommens- und Machtzersplitterung. Gräfliche Heiraten sind primär als politische Bündnisse zu sehen, denn die Ehe war für den Lebensunterhalt der Beteiligten viel zu wichtig, als dass man zufällige Liebe miteinbeziehen konnte. Das Eherecht im 14./15. Jahrhundert führte in der Regel zu einem Erbverzicht der heiratenden Töchter. Der idealtypische Ablauf einer Vermählungsfeier lief in der Abfolge von Kirchgang, Beilager und Mahl am Wohnsitz der Braut ab, oder die Braut wurde feierlich mit Gefolge zum Wohnsitz des Bräutigams begleitet, wo anschliessend die Feierlichkeiten stattfanden.

Eine ideale Strategie, Nachkommen kostenfrei und standesgemäss zu versorgen, war die sich überkreuzende Bruder-Schwester-Heirat. So hoben sich die von den Vätern zu leistenden Zahlungen auf. Für den Mann war es entscheidend, ob er aus erster Ehe Söhne hatte. Eine Zweitehe eines Witwers war ungünstig, denn Nach-

kommen aus der neuen Verbindung brachten notgedrungen Erb- und Teilungskonflikte. Die Verheiratung aller Söhne wäre das sicherste Mittel gewesen, die patrilineare Kontinuität der Familie zu gewährleisten. Diesem Ziel aber standen ökonomische Bedenken entgegen, weil mehr als eine standesgemässe Ausstattung oft unmöglich war. Eher ging das Familienoberhaupt das Risiko des Aussterbens im Mannesstamme ein, als das ökonomische Absinken zu ertragen.

Selbstverständlich ist im Anhang der wissenschaftliche Apparat beigegeben: Übersichtskarten, genealogische Tafeln, Währungstabelle, ein Quellen- und Literaturverzeichnis mit rund 820 Titeln und schliesslich das Orts- und Personenregister. – Schade, dass kein zeitgenössischer Stich die Ende des 12. Jahrhunderts bei Büsserach erbaute Thiersteiner Burg zeigt, die 1798 auf Abbruch verkauft worden ist.

Franz J. Stucki, 6048 Horw LU

Hans Rudolf Christen: **Emmentaler Geschlechter- und Wappenbuch.** Fischer Media Verlag, Münsingen-Bern 1998, Grossformatig, 659 S., CHF 98.-, ISBN 3-85681-401-1.

Hans Rudolf Christen ist der Buchbinder des Naturhistorischen Museums Basel. Was er - teils mit Hilfe bester Fachleute, aber im Wesentlichen selbständig - in seiner Freizeit hervorgebracht hat, ist wahrhaft erstaunlich. Das Buch ist für alle, die über Emmentaler Geschlechter arbeiten, unentbehrlich. Ich habe stundenlang darin gelesen und auch die gut gezeichneten Wappen betrachtet. Dennoch fällt es mir schwer, die richtigen Worte zu finden, weil das Werk so reichhaltig ist. Der Einführungsteil schildert die Abgrenzung des Gebietes und die Emmentaler Geschichte. Vier Seiten enthalten Zeugnisse namhafter Kenner über das Wesen des Emmentalers. Eingehend ist der Abschnitt Heraldik. Vom Verfasser meisterlich gezeichnete Farbtafeln schliessen sich an.

Der Hauptteil (S. 61-599) beschreibt die Geschlechter von Adam bis Zwygart: Namensdeutung, Bürgerorte, eine Liste von Namensträgern, vorhandene Wappen und unter „Varia“ köstliche Redewendungen und viele Literaturhinweise. Schon sie allein sind eine Fundgrube. Unter „Namensträgern“ sind nicht Abstammungslinien zu verstehen, sondern Leute, die irgendwie hervorgetreten sind.

Gewiss könnte mancher etwas ergänzen. Andererseits ist das bereits Vorhandene höchst anregend und bringt vieles, was man noch nicht gewusst hat. Auch der Anhang ist unerschöpflich: ein Verzeichnis der Emmentaler Höfe und ihrer Besitzer, die Gemeindewappen, ein Literaturverzeichnis, das von strengster Arbeit zeugt. Wer in dem Buch etwas vermisst, soll es dem Verfasser in Riehen mitteilen. Er ist erst 55 Jahre alt. Ich vermute, dass sein Werk in absehbarer Zeit vergriffen sein wird und dass in zehn bis zwanzig Jahren eine erweiterte Neuausgabe bevorsteht. – Wer zugreift, den erwartet ein Meer des Wissens.

Heinz Balmer, 3510 Konolfingen BE

Alain Corbin: **Auf den Spuren eines Unbekannten**. Aus dem Französischen übersetzt von Bodo Schulze. Campus Verlag: Frankfurt/Main; New York 1999, 334 S., CHF 58.-, ISBN 3-593-36175-2.

„Ein Historiker rekonstruiert ein ganz gewöhnliches Leben." – Der französische Historiker hat sich aus dem Standesamtsregister eines französischen Dorfes wahllos einen Namen herausgepickt: Louis-François Pinagot, geboren 1798 in Origny-le-Butin, einer kleinen Gemeinde in der Normandie. Ein Name, nichts als ein Name. Ausser den standesamtlichen Eintragungen und dem Kaufvertrag für ein kleines Haus gibt es von diesem Menschen nichts Aktenkundiges als ein „raumgreifendes, ungeschickt gemaltes Kreuz", das er als Vierundsiebzigjähriger unter eine Petition gesetzt hatte, die von der Gemeinde den Bau eines ganzjährig befahrbaren Weges zu den am Waldrand gelegenen 28 Behausungen verlangte. Die Petition der Holzschuhmacher und Waldarbeiter war vergeblich, obwohl das Anliegen während 32 Jahren verfolgt wurde.

Was der Autor bietet, ist ein sehr vielschichtiger, reichhaltiger Einblick in die Geschichte Frankreichs von der Revolution durch das 19. Jahrhundert bis 1876. Aus vielen Quellen schöpft er, und man staunt, wie viele davon es gibt: über die Sprache der Bauern der Landschaft Perche zum Beispiel, Theaterstücke für die Lektüre in der Spinnstube, Wählerlisten, Tagebücher, Berichte von Gemeinde-, Bezirks- und Distriktshauptmännern und vieles mehr. Ein Anhang mit Anmerkungen verweist auf die Quellen, ein weiterer

Anhang nennt weiterführende Literatur neueren Datums zu Geschichtstheorie, Erzählstrukturen und Geschichtsschreibung.

Interessant ist dieses Buch in dreierlei Hinsicht:

– Es bietet eine Fülle von Informationen über das Leben im 19. Jahrhundert in einem Dorf der Normandie. Wie der Wald aussah, an dessen Rand Louis-François lebte. Dass der Tauschwert einer Ware oder Dienstleistung in Tagesleistungen einer Stute gerechnet wurde. Dass das Durchschnittsalter unter Holzschuhmachern und Holzfällern trotz Bedürftigkeit und Hungerzeiten höher als 76 Jahre betrug. Dass die Frauen eines kleinen Dorfes die im Zuge der Revolution vom Staat eingezogenen liturgischen Gefässe vehement zurückverlangten. Dass ein französischer Bürger Mitte des Jahrhunderts zwei Frontage pro Jahr für den Staat zu leisten hatte.

– Es sucht mit grosser Sorgfalt die Person als Zentrum des Geschehens. Immer wieder orientiert sich der Autor an der Frage: Was hat der besondere Mensch Pinagot wahrgenommen von den Zuständen und Ereignissen der Geschichte? Dazu gehört, dass wir erfahren, welche Bäume im Wald von Origny wuchsen, der die Lebensgrundlage des Holzschuhmachers war. Der Autor rekonstruiert die Gespräche, die sich in den Spinnstuben entspannen, ja sogar die Aussprache der ansässigen Bevölkerung. Er weiss genau die Arbeitsgänge zu beschreiben, wie ein Holzschuh hergestellt wurde, wann die Konjunktur für dieses Produkt anzog und die ökonomische Not einem gewissen Wohlstand wich. Die neue Konjunktur führte zu neuen Arbeitsplätzen für Frauen: Statt Spinnerinnen waren sie Handschuhmacherinnen und mit den eleganten feinen Arbeiten zog ihnen der Duft von Paris um die Nase und die unehelichen Geburten im Dorf nahmen zu. Wir hören mit den Ohren des Dorfbewohners von 1850 die Geräuschkulisse seines Tageslaufs. Wir hören an Familienzusammenkünften die ritualisierten Gespräche und stellen fest, dass da Muster sind, die bis heute ablaufen: zum Beispiel die Feststellung, dass es früher besser war. Am schwierigsten ist diese Annäherung an ein erlebendes Subjekt dort, wo es darum geht, sein Geschichtsbewusstsein zu rekonstruieren. Der Autor macht durch seine Ausführungen bewusst, wie gross die Distanz ist zwischen der ereignisbezogenen politischen Geschichte und dem durch erlittenes Geschehen und mündliche Erzählung entstandenen Bewusstsein des Louis-François. Diese Erzählungen wiederum sind genau so wie die schriftlichen zeitgenössischen Be-

richte geprägt von Wahrnehmungsmustern und gefärbt von politischen Standpunkten.

– Der grösste Gewinn für den Leser liegt meiner Ansicht nach darin, dass er methodisch und theoretisch – sozusagen an einem praktischen Beispiel miterlebend – Einblick nimmt in die analytische Arbeit des Historikers: Wie Beschreibungsmuster vorgeprägt sind mehr von der Wahrnehmung des Beobachters als vom Objekt der Beobachtung. Oder: Welch subtile Rücksichten nötig sind, um von allgemeinen Aussagen über eine Epoche oder Menschengruppe auf das Erleben eines Einzelnen zu schliessen.

Zur Lesbarkeit: Das Buch ist in 10 Kapitel gegliedert, die verschiedene Aspekte darstellen wie Verwandtschaft und Nachbarschaft, Bildung, Beruf und Auskommen, Einfluss von Kriegen, Armut, politisches Bewusstsein. Schwierig ist es, eine chronologische Ordnung zu etablieren; man behält angestrengt die Jahrzahlen im Kopf, die einzelnen Quellen werden manchmal in Zettelkastenmanier aneinandergereiht und wenig integriert. Wahlweise wechselnde Appositionen bei Namen verwirren den Leser, zumal die einzelnen Personen ja nicht ein sinnliches Leben bekommen. Manchmal scheint die Übersetzung erschwerend zu wirken: Was ist ein „laizistisches und barmherziges Fräulein"? – Mitreissend ist dagegen immer wieder die Begeisterung des Autors für seine Arbeit. Diese bringt das Buch nahe an eine fiktionale Umsetzung des Forschungsmaterials, und gleichzeitig macht sich die Distanz zu einer solchen spürbar: Man wünschte sich, eine Eveline Hasler würde sich des Stoffes annehmen.

Marie Louise Reinert-Brügger, 5430 Wettingen AG

Ute Frevert, Heinz-Gerhard Haupt (Hg.): **Der Mensch des 20. Jahrhunderts.** Campus Verlag: Frankfurt/Main; New York 1999, 386 S., CHF 55.-, ISBN 3-593-36272-4.

*"Tempora mutantur et nos mutamur in illis. – Die Zeiten ändern sich und wir uns in ihnen" (Verfasser unbekannt.)* – Familienforschung befasst sich mit direkten Vorfahren und Verwandten der Seitenlinien aus verschiedenen Zeitaltern. Darin liegt aber die Gefahr, dass wir als Familienforscher die Gegenwart, unsere Empfindungen und Auffassungen über die Welt von heute, in die Vergangenheit projizieren, was zu Fehldeutungen führen kann. Dies ge-

schieht nicht nur Laien-, sondern auch Berufshistorikern. Ein Beweis dafür ist die Tatsache, dass während des Wintersemesters 1999/2000 für die angehenden Historiker der Universität Basel von Prof. Dr. W. Meyer eine spezielle Vorlesung über das Thema "Das Mittelalter als Projektionsraum der Moderne" gehalten wurde. Projektionen von heute in frühere oder von vergangenen in heutige Zeiten sind kritisch zu beurteilen, weil leicht Fehlbeurteilungen entstehen können. Akten stellen nur einen Teilaspekt der Wirklichkeit dar. Die modernen Gerichte hinterfragen die vorhandenen Tatbestandesakten u.a. mit persönlichen Gesprächen und mit Expertisen von Fachleuten. Trotzdem entstehen immer wieder Fehlurteile. Wie oft aber werden Vorgänge, die sich vor 500, 100, ja sogar vor 50 Jahren abspielten haben, verzerrt wiedergegeben. Wer sich mit Familiengeschichte befasst, sollte sich somit bewusst sein, dass früher manches anders war, als wir es uns heute vorstellen.

Das im Campus Verlag von den beiden Sozialhistorikern Ute Frevert und Heinz-Gerhard Haupt herausgegebene Buch "Der Mensch des 20. Jahrhunderts" kann einiges zum Verständnis der sozialpsychologischen Verhältnisse in diesem Zeitraum klar machen. Es handelt sich um den letzten Band der Campus-Reihe über Sozialfragen verschiedener Epochen. Die beiden Herausgeber, beide Geschichtsprofessoren an der Universität Bielefeld, haben 1999 bereits ein Buch über "Der Mensch des 19. Jahrhunderts" editiert, über eine Zeit der grossen Umbrüche, dem Übergang von der Romantik zur Moderne. In beiden Büchern geht es um die Beschreibung von Menschentypen, die für ihre Zeit typisch sind, die in dieser Art in früheren Zeiten nicht gelebt haben.

Die Herausgeber beschreiben das Wesentliche ihres neuen Bandes wie folgt: "Das Leben der Menschen im 20. Jahrhundert ist geprägt von Innovationen, Neuordnungen und Brüchen. Wie in keinem anderen Jahrhundert zuvor sind individuelle Lebensläufe und gesellschaftliches Selbstverständnis fundamental revolutioniert und verändert worden. Neben der immer rasanter werdenden technologischen Entwicklung sind Weltkriege, die industriell betriebene Vernichtung von Menschen, die Verunsicherung durch Massenarbeitslosigkeit, Inflation und nukleare Bedrohung sowie Veränderung von Familien- und Sozialstrukturen die bestimmenden Erfahrungen für das Selbstverständnis des modernen Menschen. Wertmassstäbe und Handlungsnormen differenzieren sich im Laufe des

20. Jahrhunderts immer mehr aus. Die Individualisierung von Lebensläufen nimmt zu" (vorderer Klappentext).

Das Buch gliedert sich wie folgt: Inhaltsverzeichnis (S.5); Einführung (S. 9); 14 Kapitel von 14 verschiedenen Autoren (S.21) mit den Themen: Der Arbeiter – Die Hausfrau – Der Star – Der Sportler – Der Tourist – Der Journalist – Der Wissenschaftler – Der Intellektuelle – Die Jugendlichen – Rentnerinnen und Rentner – Der Funktionär – Der Konsument – Menschen im therapeutischen Netz – Der Soldat; Literaturhinweise mit je einer Auswahl von 11 bis 21 weiterführenden Werken zu jedem Themenkreis (S. 373); Verzeichnis und Kurzbeschrieb der Autorinnen und Autoren (S. 384). Zwölf der 14 Autoren lehren an deutschen Universitäten (wovon fünf in Bielefeld); die beiden andern sind Dozenten in England (York) und in den Vereinigten Staaten (Yale Universität in Haven).

Im Rahmen dieser Rezension ist es nicht möglich, auf die vielen interessanten Einzelheiten der thematischen Studien einzugehen. Das Buch ist gut geeignet, das Verständnis für das Veränderliche im Zeitenlauf zu wecken. Der aufmerksame Leser wird künftig sicher vorsichtig sein im Urteil über frühere Generationen. – *"Wer lange lebt, sagt der Alte, sieht manches versammelt und manches auseinander fallen" (Goethe, Wilhelm Meisters Wanderjahre I, 12).*

Valentin Theus-Bieler, 4102 Binningen BL

Clotilde P. Garcia, **"Padre José Nicolás Balli and Padre Island, application for historical marker"**, con il contributo di Herminia Balli de Chavana, Grunwald Publishing Co., Corpus Christi Tx, USA, 1979 (16 p. con ill.).

L'opera, trasmessaci da Arturo M. Balli di Fresno (Ca), descrive in modo dettagliato la vita e l'opera di Padre José Nicolás Balli, ed in particolare la sua attività di colono e prete svolta sull'Isola di Santiago (chiamata poi Padre Island in suo onore), situata nella parte meridionale dello Stato del Texas (USA).

Nato a Reynosa (Messico) nella seconda metà del 18° secolo e morto a Matamoros (Messico) nel 1829, Padre José Nicolás era uno dei discendenti di Pedro Balli (1545 - 1600), 4° stampatore attivo nella provincia della Nuova Spagna (a questo proposito cfr. Ch. Balli, "I tipografi Balli di Città del Messico", in Annuario della SGFF/SSEG, 1995, p. 41-46). Nel 18° secolo, la famiglia Balli

partecipò con altre alla colonizzazione di quella regione situata alla foce del Rio Grande, che segna attualmente il confine tra Messico e Stati Uniti. Dal canto suo, Padre José Nicolás Balli diede avvio alla colonizzazione dell'Isola di Santiago, fondandovi la prima missione.

Una parte dell'isola è ora amministrata dal Servizio federale dei Parchi Nazionali. Dal 1962 è aperta al pubblico perché di notevole interesse, dato che la zona ospita una grande varietà d'uccelli e d'animali marini. Una statua ed una lapide ricordano l'opera di Padre José Nicolás Balli. La sua attività di prete e di colono è così stata riassunta:

*First called Corpus Christi Island or Isla Santiago, Padre Island was named for Padre José Nicolás Balli (177? - 1829). His family migrated from Spain in 1569 and became large landowners in the lower Rio Grande Valley, influential in military and governmental affairs. Ordained about 1790, Padre Balli applied to Spain's King Charles IV in 1800 for 11 ½ leagues of land on the island. Padre Balli had the land surveyed and in 1804 started the first settlement, Rancho Santa Cruz, about 26 miles from the southern tip. He began the island's first mission for the settlers and to christianize the Karankawa Indians. With help from a nephew, Juan José Balli, as "mayordomo" or foreman, Padre Balli started ranching, bringing in large herds of cattle, horses and sheep. Padre Balli served as missionary and the collector of finances for all churches in the Rio Grande Valley. With financial aid from his mother Doña Rosa Maria de Hinojosa, he opened the first mission in present Cameron County and began a church and the first school at present Matamoros, Mexico. Padre Balli's ministry influenced the lives of early settlers in South Texas. He was buried near Matamoros.*

Christian Balli, 3084 Wabern BE

Ottilie Grubenmann: **Schwangerschaft, Geburt und Stillzeit**. Ratschläge und Rezepte einer erfahrenen Hebamme. Alpstein-Verlag: Weissbad 1995, 143 S., CHF 27.50, ISBN 3-9520636-2-2.

Die kämpferische Hebamme aus dem Appenzellerland und Autorin der beiden Bände „200 Praxisfälle“ (vgl. Rezension in diesem Jahrbuch) denkt in diesem Bändchen zunächst nach über ihren eigenen Beruf und richtet sich danach vor allem an werdende Mütter. Ihr Hauptanliegen ist, in allen natürlichen Vorgängen um Schwan-

gerschaft, Geburt und Säuglingspflege doch in erster Linie auf die weisen Einrichtungen der Schöpfung zu vertrauen und sich nicht von Werbung, Erwartungsdruck und Schulmedizin eines Schlechteren belehren zu lassen.

Seit Urzeiten, längst bevor es Schulmedizin oder Ärzte gab, standen erfahrene Frauen den jungen Müttern bei in der Stunde des Gebärens. Der Hebammenberuf ist also weit älter als der des Mediziners. Immer waren und sind es Frauen, die diesen wichtigen Dienst tun. Der Grund dafür ist so einfach wie einleuchtend: Nur Frauen können in diesem Punkt auf eigene Erfahrung zurückgreifen. Ausserdem gehört in dem im wahrsten Sinne lebenswichtigen Vorgang der Geburt ausser der Erfahrung eine grosse Portion intuitiver Einfühlung und Fingerspitzengefühl dazu, Gaben, die der von Natur aus eher kopflastig-rational handelnde Mann in weit weniger hohem Masse mitbekommt. Das ist keinerlei Wertung, sondern eine nüchterne Feststellung. Ottilie Grubenmann wörtlich: „Ich bin keine Männerfeindin ... Die Ärzte verachte ich ebenfalls nicht, denn ich weiss nur zu gut, wie viel Lob und Dank ein verantwortungsvoller, tüchtiger Mediziner verdient, wenn man ihn im Notfall rufen darf." Trotzdem findet sie harsche, bittere Anklageworte gegen sie. – Warum?

Hausgeburten waren bis in den 50er-Jahren noch recht weit verbreitet, obwohl die Medizin schon zuvor begonnen hatte, Schwangeren ärztliche Begleitung während ihrer Schwangerschaft zu empfehlen. „In allen Fällen ohne Komplikationen völlig unnötig", kommentiert Ottilie Grubenmann. Als dann aber um 1950 die Krankenkassen begannen, solche ärztlichen Dienste zu finanzieren, sahen die jungen Frauen nicht mehr ein, weshalb sie davon nicht profitieren sollten. So wurde es unmerklich Brauch, in regelmässigen Abständen Konsultationen in Anspruch zu nehmen. „Völlig unnötig", so Ottilie Grubenmann. Doch die Terminkalender der Ärzte füllten sich, und die Gesundheitskosten stiegen. Das Verteufelte an der ganzen Sache jedoch ist, dass auf solche Art der absolut natürliche und in den allermeisten Fällen unproblematische Vorgang von Schwangerschaft und Geburt allmählich zu einer Art Krankheit wurde. Und dieser entsetzlichen Fehlentwicklung widersetzt sich Ottilie Grubenmann mit der ganzen Kraft ihrer Persönlichkeit. Natürlich tritt sie mit ihrem Kampf verschiedenen Interessengruppen ins Fettnäpfchen. Schulmediziner, Apotheker, Kran-

kenhäuser sind oft nicht einig mit ihr; doch sind seit etwa 1995 die Hausgeburten wieder im Zunehmen begriffen. Schade nur, dass durch die fünf Jahrzehnte der falschen Entwicklung die Hebammenschulung noch im argen liegt, die Schülerinnen einen Berg Theorie, dafür zu wenig taugliche Praxis mitbekommen. Doch die Weichen scheinen richtig gestellt ... .

Im zweiten Teil ihres Büchleins richtet sich Ottilie Grubenmann mit praktischen Hinweisen an die jungen Frauen, die „guter Hoffnung sind" – Das sei wörtlich zu verstehen! – Auf 58 Jahre engagierter Berufspraxis mit Haus- und Spitalgeburten kann sie dabei zurückgreifen. Ihre Ratschläge sind deshalb alle hundertfach erprobt und versuchen immer, mit dem natürlichen Verlauf und nicht gegen ihn zu wirken. Ihre oft bissige Kritik an den gängigen, modernen Methoden der Schwangerschaftsbegleitung und Geburtshilfe ist nicht aus der Luft gegriffen, sondern aus bitteren Erfahrungen gesammelt.

Sie plädiert dafür, es bei auftretenden Beschwerden immer zuerst mit Hausmittelchen, natürlichen Hilfen wie vernünftige Ernährung, Ruhe, Umschläge zu versuchen. Wenn die Erleichterung auch meist nicht so schnell wie beim Griff zum Medikament kommt, so hat sie dafür keinerlei schädliche Nebenwirkungen. Ottilie Grubenmann redet schon drum aus grosser Erfahrung, weil den Hebammen gesetzlich die Verabreichung von Medikamenten verboten ist. Bei Hausgeburten sind sie also notgedrungen auf die natürlichen Hilfen angewiesen oder müssen einen Arzt zuziehen Im übrigen aber macht Frau Grubenmann jeder Schwangeren Mut, dem „freudigen Ereignis" wirklich mit gespannter Erwartung entgegenzusehen, es den eigenen Bedürfnissen entsprechend zu planen. Ist der neue Erdenbürger dann einmal da, soll er die Einrichtungen von Mutter Natur geniessen dürfen. Selbstverständlich gehört dazu ausser der liebevollen Zuwendung auch die natürliche Nahrung, die Muttermilch. Eindringlich bittet die Hebamme, das Stillen doch ja nicht wegen Unwichtigerem zu vernachlässigen oder gar zu unterlassen.

Jede Mutter – vielleicht auch mancher Vater – bekommt bei der Lektüre von Ottilie Grubenmanns Schrift Lust und Mut, eine bevorstehende Schwangerschaft und Geburt zu geniessen, statt zu ersorgen. – Dafür gebührt der Autorin herzlicher Dank.

Gertrud Appenzeller-Grob, 4104 Oberwil BL

Ottilie Grubenmann: **200 Praxisfälle**. Bd. 1: ... vermitteln dem Leser in unterhaltender Weise Einblick in die frühere Tätigkeit der **frei arbeitenden Hebamme**. Nebst der zwangsläufigen Indiskretion der Erzählung zeichnet sich darin deutlich der Beweggrund der heutigen komplizierten Entbindungsmethoden ab. Diese machten die davon betroffenen „Sage-femmes" entweder arbeitslos – oder sie mussten sich notgedrungen für den Spitaldienst entschliessen.. Bd. 2: Das Buch ist gleichsam ein Stück Geschichtsschreibung wie auch eine Sammlung wertvoller Ratschläge. Es zeigt das Bild eines arbeitsreichen, genügsamen, entbehrungsvollen und doch erfüllten, dienenden Lebens und bietet humorvolle, tragische, wunderliche Einblendungen in die Schicksale vieler Mitmenschen. Alpstein-Verlag: Weissbad 1999, 635 S./3. Aufl.; 533 S./2. Aufl., CHF je 48.-, ISBN 3-9520636-0-6/1-4.

Geboren und aufgewachsen ist die Autorin im Kanton Appenzell-Innerrhoden, dessen urchige Bodenständigkeit ihr Wesen ein für allemal geprägt hat. Als Hebamme hat sie dort Hunderte von Frauen durch die aufregenden, unvergesslichen aber auch schmerzerfüllten Stunden der Niederkunft begleitet. Während ihres langen Wirkens hat sie über 3000 Kindern geholfen, das Licht unserer Welt so natürlich und unversehrt wie möglich zu erblicken.

Schon als 13-Jährige wusste sie, dass dies ihr Traumberuf war; doch bis aus dem Traum Wirklichkeit wurde, musste sie manche Hürde nehmen. Als zartes Mädchen, dem bei seiner Geburt seinerzeit eine Lebensdauer von etwa 10 Tagen prophezeit wurde, brachte sie nicht die kraftvolle Statur mit, die zu einer Hebamme gehörte. Ihre Eltern waren also dagegen, hatten auch das nötige Kleingeld nicht. Doch zielbewusst setzte sie ihren Willen durch, holte die fehlenden Schuljahre nach, borgte sich die nötigen 2000 Franken aus und besuchte damit die Hebammenschule in St. Gallen.

Hebammen, früher häufig sogar als Hexen verschrieen, gemartert und verbrannt, sind Frauen, die ihren verantwortungsvollen Dienst an einer der Nahtstellen unseres Daseins tun: Sie sind in jenem entscheidenden Augenblick dabei, wo so ein Menschlein den schweren Moment der Trennung von der Mutter durchstehen muss und die ersten selbständigen Atemzüge tut. Viel hängt ab von den flankierenden Massnahmen, die die Welt der Erwachsenen ihm da leisten. Und genau hier ist Ottilie Grubenmanns Platz. Aus tiefster Überzeugung tritt sie ein für den natürlichen Weg bei diesem na-

türlichen Vorgang. Mit Vehemenz stellt sie sich allen unnötigen Eingriffen entgegen und stösst damit bei Schulmedizinern nicht immer auf Gegenliebe. Wie viele ihrer Kolleginnen ist sie in Ärztekreisen mehr geduldet als geliebt, besonders weil sie absolut kein Blatt vor den Mund nimmt. In ihrer unkompliziert kämpferischen Art erinnert sie ein wenig an die „Mannen im Ring".

In den beiden vorliegenden Bänden nun erzählt sie Episode um Episode aus ihrem arbeitsreichen, spannenden Leben. Tag und Nacht auf dem Sprung, einer Gebärenden zu Hilfe zu eilen, hat sich ihr Auge geschärft, um Wesentliches von Unwichtigem zu unterscheiden. Sie nimmt den Lesenden mit in ihr Leben hinein, indem sie ihr Tagebuch öffnet und besonders spannende Ereignisse herauspickt oder ihn auch einfach an ihrem Alltag teilnehmen lässt. Entstanden ist so kein literarisches Meisterwerk, sondern ein engagiertes, ehrliches Dokument und ausserdem ein gut fundiertes Plädoyer dafür, der Schöpfung beim völlig natürlichen Vorgang der Geburt so wenig wie möglich dreinzupfuschen. – „Hebamme" nennt sich Ottilie Grubenmann. Ob nicht der französische Name ihres Berufes richtiger wäre: „Sages-femmes" - die weisen Frauen?

Gertrud Appenzeller-Grob, 4104 Oberwil BL

Irene Hardach-Pinke: **Bleichsucht und Blütenträume, Junge Mädchen 1750-1850**. Campus Verlag: Frankfurt/New York 2000, 238 S., gebunden, 15.2 x 22.8 cm, mit 8 Abbildungen, CHF 64.-, ISBN 3-593-36456-5.

Verlag und Herausgeber (Ute Daniel, Karin Hausen und Heide Wunder) fassen diesen Sonderband aus der Reihe "Geschichte und Geschlechter" in folgende wenige Zeilen zusammen: *"Musik, Tanz, Körperlichkeit, Sexualität – das beschäftigte junge Mädchen auch schon vor 200 Jahren. Besonders Mädchen der Oberschicht prägten dabei Moden und Ideale, die das Mädchenbild bis in die Gegenwart bestimmen. Doch die Zeit 'zwischen Kindheit und Ehe', Anpassung und Eigensinn war für die Mädchen auch eine der am strengsten regulierte: Keuschheitsgebot und Heiratszwang setzten dem Freiheitsdrang schmerzhafte Grenzen. Wie gingen Mädchen im 18. und 19. Jahrhundert angesichts strenger gesellschaftlicher Vorgaben mit ihren Gefühlen um? Wie gestalteten sie ihre Lebenswelt? Anhand von zeitgenössischer Ratgeber-Literatur, Tagebü-*

*chern, Briefen und Autobiografien rekonstruiert Irene Hardach-Pinke die Programme für die Jugendzeit von Frauen und ihre Umsetzung im Alltagsleben."* (Rückseite Einband)

Das leicht lesbare und auch für Laien verständliche Buch gliedert sich in die drei Hauptkapitel: *"Zwischen Kindheit und Ehe - Gefahren, Konflikte und Schicksalsschläge – Lebenswelten"*. Als Philologin untermauert Dr. phil. Irene Hardach-Pinke, die als freie Autorin in Marburg lebt und schon zahlreiche Bücher und Aufsätze zur Geschichte der Kindheit, zu interkulturellen Familien und zur Frauenforschung veröffentlicht hat, ihre Aussagen mit 15 Seiten Anmerkungen (enthaltend 494 Erläuterungen) und mit 16 Seiten Literaturangaben. Dieses gründliche Eingehen auf eine grosse Zahl von schriftlichen Unterlagen der damaligen Zeit hebt sich wertvoll ab von der in der modernen "Generforschung" – das deutsche Wort würde Geschlechterforschung heissen – oft üblichen einseitigen Betrachtung der "Benachteiligung der Frau". In der Einleitung (S. 8) wird dies wie folgt erwähnt: *"Von der Frauenforschung ist die Phase zwischen Kindheit und Erwachsensein zwar thematisiert worden, meist aber einseitig unter dem Aspekt der sozialen Benachteiligung von bürgerlichen und adeligen Mädchen im Vergleich zu ihren Brüdern."*

Die Zeit zwischen 1750 und 1850 war eine Zeit der wechselnden "Revolutionen und Restaurationen", die sich neben den politischen Umwälzungen auch auf das Zusammenleben der Geschlechter und auf das Familienleben auswirkte. Das Buch von Irene Hardach-Pinke gibt dem aufmerksamen Leser die Möglichkeit, sich etwas Einblick in die damalige Zeit zu verschaffen – allerdings in eine Zeit, in welcher fast nur die Oberschicht des Lesens kundig war. Das Buch schliesst mit einer meines Erachtens richtigen Feststellung, die allerdings im Gegensatz zu manchen heute geäusserten Vorurteilen steht: *"Mädchenjugend war jedoch stets mehr als Bildung und Ausbildung, als Vergnügen und Gattenwahl"*. Anderseits meine ich, dass etwas weniger in den Kapiteln über die Pubertät einiges mehr wäre. Nicht alles, was dem Zeitgeist frönt, ist gut.

Rita Theus-Bieler, 4102 Binningen BL

Tamara K. Hareven: **Familiengeschichte, Lebenslauf und Sozialer Wandel.** Campus Verlag: Frankfurt/New York 1999 (Reihe Campus Historische Studien, Bd. 26). 246 S., CHF 55.-.

Tamara K. Hareven trug seit den sechziger Jahren zur Entwicklung und Etablierung der modernen historischen Familienforschung als Zweig der neuen Sozialgeschichte entscheidend bei, davon zeugt u.a. die lange Liste ihrer eigenen Publikationen im Literaturverzeichnis des vorliegenden Sammelbandes. Das Überschreiten von Grenzen bezeichnet Josef Ehmer in seinem Vorwort als ein Charakteristikum ihrer wissenschaftlichen Karriere. Mit den wiederkehrenden Schlüsselbegriffen *Lebenslauf-Ansatz* und *Timing* wird das Ziel ihrer Forschung auf anschauliche Weise gefasst: „*Der Versuch, das individuelle Leben in seiner Dynamik und in Verbindung mit übergreifenden Prozessen zu analysieren, das Herausarbeiten der Rolle menschlichen Handelns und von Familienstrategien sowie die subjektive Rekonstruktion der Lebensgeschichte.*" Die Familie wird als Bühne verstanden, auf der sich dieses Ineinandergreifen abspielt und auf der die Etappen der verschiedenen Lebenswege der einzelnen Mitglieder aufeinander abgestimmt werden, wo z.B. Heirats- und Geburtstermine, der Eintritt ins Berufsleben, die Rolle einzelner Kinder innerhalb der Geschwisterreihe koordiniert und definiert werden. Bis ins 19. Jahrhundert erwies sich die Familie in dieser Hinsicht als ein ausserordentlich flexibles Gebilde, das sich wandelnden Bedingungen und Bedürfnissen anzupassen wusste. Stärker festgeschriebene äussere Rahmenbedingungen wie etwa die Festlegung des Schuleintrittes oder eines gesetzlichen Rentenalters führten zu einer zunehmenden Gleichförmigkeit der familialen Zeitplanung, die allmählich für die mittelständische Familie zur Norm erhoben wurde, während gleichzeitig die Bandbreite individueller Möglichkeiten grösser wurde - ein Spannungsfeld, das den Nährboden für Konflikte bildete, wie sie z.B. in der Frauenbewegung zum Ausdruck kommen. Die Bedeutung der über die Kernfamilie hinausreichenden verwandtschaftlichen Netzwerke wird am Beispiel der Rekrutierung und der Integration franko-kanadischer Arbeitskräfte der grossen Textilfirma *Amoskeag Company* in Manchester (New Hampshire) zwischen 1880 und1930 untersucht: Die Rolle von Verwandten im Prozess der Migration, als Vermittler, die in zentralen Situationen den Arbeitern wichtige Unterstützung geben konnten, als „Sicherheits-

netz“ in der Heimat, falls es nicht gelingen sollte, am neuen Ort Fuss zu fassen oder beim Niedergang der Firma – dies erinnert schweizerische Leser in vielen Zügen an die Situation der italienischen Gastarbeiter. Der kulturübergreifende Blick auf die der protoindustriellen Verlagsindustrie in Europa vergleichbaren Organisationsformen der Seidenweber im Kyoto der achtziger Jahre unseres Jahrhunderts lässt eine ebenso enge Verzahnung von Familie und Arbeit erkennen. Methodisch verbindet Hareven *oral history,* die mündliche Befragung also, mit anderen Quellen, und sie bezieht so die subjektive Rekonstruktion der individuellen Lebensgeschichte auf die sozialen und institutionellen Strukturen, in denen die Befragten lebten. Diese Methode erweist sich auch für die Untersuchung von Generationenbeziehungen als fruchtbar, wie sie exemplarisch am Beispiel der Unterstützung alternder Eltern untersucht werden; als Quellenbasis dienen auch hier die Interviews mit den Textilarbeitern in Manchester, New Hampshire. Die im vorliegenden Band in deutscher Übersetzung zusammengestellten und einer allgemein interessierten Leserschaft zugänglich gemachten Aufsätze aus den Jahren 1977-1996 sind ebenso sehr ein Stück Wissenschaftsgeschichte wie Ausdruck des in zeitlicher, geographischer und methodischer Hinsicht übergreifenden Forschungsansatzes der an der Universität Delaware/Ohio USA wirkenden polnisch-amerikanischen Autorin Tamara K. Hareven.

Barbara Stüssi-Lauterburg, 5210 Windisch AG

Thomas Hengartner, Christoph Maria Merki (Hrsg.): **Genussmittel**. Campus Verlag: Frankfurt/New York 1999, 294 S., CHF 47.-, ISBN 3-593-36337-2.

Wir alle kennen sie, die heimlichen Verführer: Die aromatisch duftende Tasse Kaffee ebenso wie das stilvoll dargebotene Glas Wein. Wie wohltuend sie eine Mussestunde oder ein Gespräch bereichern können! Die Herausgeber und Autoren haben viel Wissenswertes über trinkbare und essbare Genussmittel sowie Raucherwaren zusammengetragen. Deren Geschichte, Herkunft, Herstellung/Gewinnung, die Inhaltsstoffe und ihre Wirkung, die Einbettung in das kulturelle Umfeld und die wirtschaftliche Bedeutung wird eingehend und fundiert beschrieben. Ein reichhaltiges Literaturverzeichnis führt den Interessierten zu den Quellen des Faches.

Wussten Sie, dass Bier so alt ist wie die sesshafte Menschheit? Dass es vom Altertum bis in die Neuzeit ein notwendiges Getränk war, weil sauberes Trinkwasser häufig einfach nicht zur Verfügung stand? Weitere Kapitel sind dem Wein und den Spirituosen gewidmet. Wein als Getränk des Volkes Israel, der Griechen und Römer. Die Rebsorte Gutedel/Chasselat stammt aus Ägypten. Früh schon stellte sich die Frage nach Genuss und Missbrauch, denn wo Licht ist, ist auch Schatten. Politische Bewegungen zur Mässigung des Alkoholkonsums sind seit dem 19. Jahrhundert aktiv. Alkoholische Getränke waren zeitweise regional verboten oder hoch besteuert. In den letzten Jahrzehnten mässigte die zunehmend technisierte Welt den Konsum.

Mit dem Kaffee aus dem Südjemen, dem Kakao aus Mexiko und dem Tee aus China kommt eine Prise Exotik in die Beschreibung. Diese Luxusgüter wurden zur Zeit der grossen Entdeckungsfahrten in Europa bekannt. Eine rasch wachsende Nachfrage förderte den Anbau in den jungen Kolonien. Weil der Anbau und die Ernte arbeitsintensiv und vom Wetter abhängig sind, der Transport einst abenteuerlich war (Stürme, Piraten!), schwankten und schwanken die Preise der Rohprodukte stark. Das Risiko der Handelshäuser wird durch Einbezug der Börse abgefedert. Erst im 19. Jahrhundert wurde der Kaffee zum Getränk der einfachen Familie, oft gestreckt mit Ersatzprodukten.

Wo sich die Bereiche Genuss- und Nahrungsmittel überschneiden, sind Zucker und Honig eingestuft. Die Einführung von Zucker in das Europa des 15./16. Jahrhunderts führte zur Entwicklung neuer Leckereien wie Marzipan, Pralinen, Speiseeis und Likören.

Von alters her bereichern die Kräuter des Gewürzgartens die Zubereitung der Speisen. Tropische Gewürze gelangten auf langen Handelsrouten nach Europa. Der Transport von Pfeffer, Gewürznelken, Muskat, Ingwer, Zimt und andern Würzstoffen brachte Reichtum in die Umschlagplätze wie Venedig und Amsterdam. Die Gewürze sind in Gesellschaft mit Salz, Essig und hausgemachten Essenzen aus der Küche nicht wegzudenken.

Mit Tabak, Cannabis und Opium werden die rauchbaren Genussmittel besprochen. Sie blicken ebenfalls auf eine lange Geschichte zurück und liegen von der Systematik her an der Grenze zu den Drogen. Tabak ist in Europa zwar seit dem 16. Jahrhundert bekannt, zuerst als Heilmittel, dann für die Pfeife. Der grosse Kon-

sum setzte aber erst im 19. Jahrhundert mit Zigarre und Zigarette ein. Trotz der Kontroverse um den gesundheitlichen Aspekt hat sich der Konsum von Zigaretten seit 1970 verdoppelt (China!).

Die Autoren bemühten sich, herauszuarbeiten, dass Genussmittel mehr sind als reine Konsumgüter. Sie heben sich ab von Nahrungsmitteln und Getränken des täglichen Bedarfs, indem sie, zu besonderen Anlässen genossen, Teil des kulturellen Lebens sind. Die meisten waren zuerst reine Luxusgüter der adeligen und begüterten Gesellschaft. Erst das 20. Jahrhundert brachte viele Genussmittel in guter Qualität auf den Tisch der Durchschnittsfamilie.

Schade, dass die Herausgeber ganz auf Illustrationen verzichtet haben. Gut ausgesuchtes Bildmaterial könnte in einer nächsten Auflage den Text vorteilhaft auflockern.

Paul Lienhard, 4402 Frenkendorf BL

Tanja Hommen: **Sittlichkeitsverbrechen.** Sexuelle Gewalt im Kaiserreich. (Reihe „Geschichte und Geschlechter", Band 28.) Campus Verlag: Frankfurt/New York 1998, 305 S., CHF 68.-, ISBN 3-593-36309-7.

Diese Bielefelder Dissertation untersucht die Vergewaltigung zwischen 1870 und 1914. Ein längerer theoretischer Teil geht voraus. Die Entstehung der Verbrechensforschung wird dargelegt. Begriffe wie Anlage oder Umwelt wurden von Ärzten, Gewalt und Rechtsschutz von Juristen näher erläutert.

Anschaulich wird es in der zweiten Hälfte. Sie beruht auf der Auswertung von Akten des Oberlandesgerichtes München. Viele betreffen ländliche Verhältnisse in Bayern mit Knechten, Mägden und Dorfkindern. Erste Aussagen nahm der Gendarm auf. Sein Bericht ging an den Staatsanwalt, der den Untersuchungsrichter mit dem Fall beauftragte. Dieser lud die Beteiligten und die Zeugen vor; ein Gerichtsschreiber mühte sich um das Protokoll. Wenn die Beweise ausreichten, verfasste der Staatsanwalt die Anklageschrift. Man wundert sich, wie gelassen die Leute die Vorkommnisse hinnahmen. Freilich, man hatte in der Nähe Hilfeschreie gehört, aber sich bei der Feldarbeit nicht stören lassen. Ein wenig Gewalt galt als üblich, wenn ein Mannsbild mit seiner Geliebten herumtat. Die beiden stiessen einander herum und waren gescherzig. Die Leumundszeugnisse, die der Staatsanwalt bei den Heimatgemeinden

anforderte, bekunden denselben Gleichmut. Anna war nicht völlig unbescholten; jedenfalls hatte sie schon fünf uneheliche Kinder. Die meisten Täter waren als rohe Dreinschläger bereits vorbestraft. Dennoch brauchte es viel und dauerte Monate, bis jemand angezeigt wurde. Die Frauen scheuten das Aufsehen.

Vor Gericht suchten die Männer die Begebenheit zu verharmlosen. Was war schon geschehen? Ja, man hatte eine Frau von über 60 zu Boden geworfen; sie sollte „herhalten". In ihrer Todesangst hatte sie eben um Hilfe gerufen. Oder man hatte vorher getanzt und zusammen ein Bier getrunken. Auf dem späten Heimweg hatte man getändelt, ein bisschen „probiert", die Frau „gebrauchen" wollen, aber keine rechte Gewalt angewendet. Wenn es zum Samenerguss gekommen war, liess sich das nicht abstreiten. Dann sagte man, die Frau habe nicht viel dagegen gehabt und sich nur wenig gewehrt. Gelegentlich war der Täter ein Fremder, manchmal ein Mann aus der nächsten Umgebung. Missbrauchte Kinder begriffen nicht, was vorging. Bei Schreien hielt man ihnen den Mund zu. Vor Gericht fehlte ihnen der Ausdruck. Trotzdem waren ihre kargen Aussagen derb und eindeutig. – Ein schattiges Gebiet wird durch das Buch angesprochen. Die Niederschrift ist sorgfältig, das Quellen- und Literaturverzeichnis reich und vorzüglich.

Heinz Balmer, 3510 Konolfingen BE

Elisabeth Joris, Adrian Knoepfli, Peter Hajnocky: **Eine Frau prägt eine Firma. Zur Geschichte von Firma und Familie Feller**. Chronos Verlag: Zürich 1996, 159 S., CHF 68.-, ISBN 3-9053 12-17-4.

Das sehr gut gestaltete und reich illustrierte, mit Tabellen, Chronologien und einer Stammtafel versehene Buch bietet einen ausgezeichneten und auch für Aussenstehende interessanten Ausschnitt aus der Industriegeschichte einer Familienfirma in Horgen, in deren Mittelpunkt die Unternehmerin Elisabeth Feller (1910-1973) steht, eine der ersten Frauen an der Spitze einer grösseren Firma. Darüber hinaus werden wir in sehr offener und kritischer Weise in ein führendes Familienunternehmen der Elektrobranche (Der Feller Kippschalter und die Steckdosen sind allen bekannt.) eingeführt, das wie viele andere mit den Problemen der Wirtschaftskrise, der Organisation des Betriebes und der Nachfolge zu kämpfen gehabt hat. Das

endet schliesslich 1992 im Verkauf an Marlin Garin in französische Hände.

Nicht nur die leitenden und Elisabeth Feller zur Seite stehenden Mitarbeiter (unter ihnen Fritz Hummler, Delegierter des Bundesrates für Arbeitsbeschaffung) mit ihrem oft sehr schwierigen Einsatz finden die ihnen gebührende Würdigung, auch die Wandlungen unter der Arbeiter- und Angestelltenschaft während der Jahre 1909-1992 zeigen die sozialgeschichtlichen Änderungen in der Wirtschaftskrise und der kriegsbedingten Konjunktur, die zu einer vorübergehenden Erweiterung des Betriebes in Thusis führt. Die Firmenzeitung "Fellerstern", die Betriebsausflüge und Feste, die internen Fussball- und Feuerwehrmannschaften, die Betriebs- und Verwaltungskommission sowie der Ruf als sozialer Betrieb helfen mit, immer mehr auch aus dem Ausland die nötige Zahl (1963: 1110 Personen) von Angestellten und Arbeitern zu finden. Dabei ist es selbstverständlich, Wohnungen und soziale Einrichtungen wie Krippen zur Verfügung zu stellen. Trotz allen Bemühungen geht aber die familiäre Atmosphäre langsam verloren.

Die aus Noflen in der Kirchgemeinde Kirchdorf BE stammende Familie Feller wird in Bümpliz würdig vertreten durch Jakob Rudolf Feller-Masshard (1817–1871), Oberlehrer und Geometer. Von seinen sechs Kindern werden erwähnt: Gottfried Feller-Sahli, Landwirt in Bümpliz (1846–1916), Vater von Adolf Feller (1879–1931), dem späteren Fabrikbesitzer; Karl Feller-Sahli, Geometer und Lehrer in Bümpliz (1842–1905), Besitzer und Erblasser des grossen Landgutes; Emil und Luise Keller-Feller helfen mit einem Darlehen beim Kauf der Horgener Fabrik. Die 1730 erbaute Campagne, der "Fellerstock", in dem die Fellers oft ihre Ferien verbringen, schenkt die Familie der Stadt Bern, die ihn 1975 als Schulhaus einrichtet. Adolf verheiratet sich mit der aus einer Bernburgerfamilie stammenden Emma Richi (1884–1976), Tochter des Direktors der Hasler AG in Bern, deren Neffen später ebenfalls im Horgener Unternehmen mitarbeiten werden.

Nach dem plötzlichen Tod des Vaters auf der Weltausstellung in Paris übernimmt die ältere, 1910 geborene Tochter Elisabeth 1931 die Führung der Fabrik; im Hintergrund wirken stets die Mutter und später auch als Verwaltungsrätin ihre Schwester Katharina Therese Züst-Feller, deren Töchter Anna Barbara und Susanne Züst den Auftrag für die Familiengeschichte erteilen.

Elisabeth Feller war eine Unternehmerin mit grossem gesellschaftspolitischem Engagement und sozialer Verantwortung, aber auch der Musik, dem Gesang, dem Theater, der Kunst, zu der sie sowohl die Architektur wie das Design zählte, zugetan. In Hans Fischli fand sie ihren Hausarchitekten, war Pionierin in Corporate Identity und Mäzenin auch damals noch unbekannter Künstler. Ein dichtes Beziehungsnetz führte nach Zürich, wo sie sich in vielen Gremien tatkräftig beteiligte, so in der Schweizerischen Ausstellung für Frauenarbeit (SAFFA) 1958, als Präsidentin der International Federation of Business and Professional Women (IFBPW), im Ausschuss des Stiftungsrates von Swisscontact, in der Kommission für technische Zusammenarbeit, in der Gründung der Tibetergemeinde Horgen, im Verwaltungsrat der Volksbank und der Rückversicherungsgesellschaft, als Präsidentin des Verbandes der Geschäftsfrauen, als Honorary Secretary des Internatinalen Verbandes, in der Kommission für Flüchtlingsfragen. Dazu kam ihr Helferwille im Kinderdorf in Trogen vor allem mit dem Tibeterhaus zum Tragen; sie engagierte sich für christliche Unternehmungsführung, für die Bildungsstätte Boldern, für die Werke des Kirchenbundes, und sie war in der Kirchgemeinde Horgen bis zu ihrem Tod freundschaftlich verbunden mit den Ortspfarrern.

Fritz H. Tschanz, 3006 Bern

Eva Labouvie: **Beistand in Kindsnöten.** Hebammen und weibliche Kultur auf dem Land (1550-1910). – (Reihe "Geschichte und Geschlechter" Band 29). Campus-Verlag: Frankfurt/New York 1999, 431 S., 20 Abb. CHF 73.-, ISBN 3-593-36361-5.

Täglich erblicken Tausende neuer Menschenkinder das Licht der Welt. Mit Schmerzen und Freude werden Frauen zu Müttern. Das Wunder der Geburt wiederholt sich ununterbrochen, seit es Menschen gibt. Hoffen und Bangen, Freude oder manchmal Trauer, aufwühlendes seelisches Empfinden erfüllt alle Beteiligten, intensivste Gefühlsregungen alle Betroffenen. Jede Geburt birgt Risiken in sich. Die Hebamme darf erlöst aufatmen, wenn alles gut abgelaufen ist. Sie ist es, die im Mittelpunkt des hier vorgestellten Buches steht. Ihre vielfältigen Benennungen deuten auf die Wertschätzung, die Funktion und die erwartete Haltung dieser Person hin. Man spricht von der Ammfrau, Nabel-, Bade-, Wehe- oder Hebemutter,

Kindelbas; im Französischen von sage-femme, bonne-mère, accoucheuse, levandière (Heberin).

Die Autorin, Dr. phil. Eva Labouvie, ist Privatdozentin am Historischen Institut der Universität des Saarlandes und wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Arbeitsstelle für historische Kulturforschung. In ihrer Habilitationsschrift von 1997 beschreibt sie den mentalen Wandel und die sich verändernde Praxis weiblicher Geburtshilfe im kulturhistorischen Vergleich vom 16. bis zum beginnenden 20. Jh. Im Unterschied zu bisherigen Untersuchungen zur Berufs- und Institutionsgeschichte der Geburtshilfe in den Städten, Hebammenanstalten und Gebärhäusern wird hier erstmals der Praxis von Landhebammen in der dörflichen Lebenswelt nachgegangen. Lebensgeschichten von Dorfhebammen, Zeugnisse ihres Wirkens, Konflikte um das Hebammenwahlrecht, Eignungskriterien im Vergleich, die spätere "Medikalisierung" des Gebärens, Schulung und Professionalisierung sind einige Bereiche dieser historisch-kulturellen Untersuchung. Die Spurensuche bezieht sich vornehmlich auf die Verhältnisse in den Gebieten des Lothringischen Herzogtums – das 1766 ans Königreich Frankreich fiel – und des deutschsprachigen Saar-Pfalz-Raumes.

Die Untersuchung von Eva Labouvie gibt – auf Grund von Recherchen in den Archiven mit Familienregistern, Kirchenbüchern, Gerichtsprotokollen, Hebammenordnungen, medizinischen Schriften und Gutachten – umfassend Einblick in soziale, politische, rechtliche und religiöse Lebensbereiche. Sie zeigt also der Leserschaft an diesem Thema den Wandlungsprozess in der Art des Denkens, Handelns und miteinander Lebens im Zeitraum von fast fünf Jahrhunderten auf. Die Vielschichtigkeit der Materie erlaubt die kulturhistorische Rekonstruktion von Lebenswelten und soziokulturellen Zusammenhängen, was gewinnbringende Vergleichsmöglichkeiten eröffnet. Mit diesem Buch ist ein fundierter Beitrag zur Geschichte von Frauen auf dem Lande, zur Kultur- und Medizinalgeschichte wie zur komparativen Geschichte geleistet worden. Beeindruckend und aufschlussreich – wie auch für weitere Studien nützlich – ist der umfangreiche Anhang, der die sehr vielen Anmerkungen, den Quellennachweis und die 400 Literaturangaben auflistet. Erwähnt sei auch der Bilderschmuck, der dieses Buch bereichert: Kleine Reproduktionen von alten Stichen, Schwarzweissauf-

nahmen, Zeichnungen – manchmal zum Schmunzeln – und Abbildungen zum Thema Geburt und Geburtshilfe.

Ursprünglich halfen Frauen aus der Dorfgemeinschaft und Nachbarschaft einander beim Gebären. Später wurde eine geeignete Person mit eigener Gebärerfahrung als Hebemutter ausgewählt. Häufig waren Witwen, die ihre Kinder bereits grossgezogen hatten, Anwärterinnen für dieses Amt. Sie wirkten mancherorts zugleich als Leichenwäscherinnen. Bei der Wahl achtete man vor allem auf einen sittsamen "ohnbeschreienen" Lebenswandel. Aus dem Jahr 1574 ist eine Eidesformel nachzulesen, die jeweils bei einer Amtsübernahme gesprochen wurde. In katholischen Gegenden war eine starke Bindung an die Konfession unabdingbar, denn die Hebamme hatte auch priesterliche Funktionen auszuüben: Nottaufe, Gebete mit Sterbenden, Abnahme von Beichten. Sie war es auch, die tote "Kindbettkinder" auf dem Friedhof bestattete. Es entsprach den Gepflogenheiten, dass die Hebamme ein gesund geborenes Kind selber zur Taufe brachte, damit ihre erfolgreiche Hilfe öffentlich dokumentiert wurde. Am Tauffest wurde sie mit Essen und Trinken versorgt, und bei armen Familien von deren nahen Verwandten mit Naturalgaben oder einem willkommenen und nötigen "Zustupf" beschenkt.

Beim Lesen schweiften meine Gedanken zurück in meine Kindheitserinnerungen. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde meine Landhebamme-Grossmutter über 2000 mal zu einer gebärenden Frau gerufen. Ich hörte einmal zufällig den Satz: "Jetzt ist bei diesen Leuten schon das dritte Kind unterwegs, und die Entschädigung von 30 Franken für die erste Entbindung (inbegriffen 10 Tage Wöchnerinnenpflege) ist noch nicht bezahlt worden." – Nachts ertönte hie und da der Lärm von Pferdehufen und das Bremsen eines Fuhrwerks vor dem Hause. An der Zugglocke wurde stürmisch gezogen, es pressierte. – Im Hinterzimmer schnüffelte ich heimlich stundenlang in Anatomiebüchern und im dicken Geburtshilfelehrbuch. Letzteres wäre nicht für Kinderaugen bestimmt gewesen, aber Bilder und Text waren so spannend interessant. In einer Ecke lag das lederne Hebammenköfferchen, bereit für den nächsten Einsatz. – Im Buch von Eva Labouvie muss man immer wieder zwischen den Zeilen lesen, d.h. sich an Hand der reichen Dokumentation die Praxis und ihre Auswirkungen vorstellen können.

Das Wissen um die Authentizität jeder erwähnten Person erhöht das emotionale Mitgehen beim Lesen.

Im 17. Jh. gestand man den Hebammen durchaus gewisse medizinische Praktiken und selbständiges Heilen mit Hilfe von natürlichen Mitteln wie Kohlblätter, Kampfer, Holunderblüten, Arnika, Schmalz, Schweinekot, Gänsefett oder Ziegenmilch zu. Nachzulesen ist, dass rund um Gesundheitsfragen Quacksalberei, Scharlatanerie, Zauberei, Hexerei und Aberglauben seltsame Blüten trieben. Wohl auch aus diesem Grund fiel im 18. Jh. – unter Strafandrohung an fehlbare Hebammen – jegliche Heilpraxis in den Zuständigkeitsbereich von Medizinern, Chirurgen und Apothekern. Der Widerstand seitens der Frauen gegen die neue Ordnung war sehr gross; und die Scheu vor der Inanspruchnahme eines Arztes bei einer schwierigen Entbindung – auch der Kosten wegen – blieb lange Zeit verbreitet. Die Frauen wehrten sich vehement gegen männliche Einmischung und auch gegen die Zulassung von männlichen Geburtshelfern. Vor allem die Wahl der Hebammen galt als Frauensache und barg damals viel politischen Zündstoff in sich. Nach und nach setzten sich aber neue Kriterien für die Wahlfähigkeit durch: Lesen und Schreiben sowie Fachkenntnisse. Die Hebammenschülerinnen fanden ein praktisches "Übungsfeld" in städtischen Gebäranstalten, wo vor allem ledige Mütter oder ganz arme Frauen zur Niederkunft kamen. Eine Regierungsverfügung ordnete nun Rechte und Pflichten der neuen Berufsgattung. Das gab Spannungen zwischen geschulten und ungeschulten Hebammen und deren Arbeitgeber/innen. Die Autorin untersucht die Zeit der Professionalisierung des Hebammenamtes sorgfältig und schildert sie auch sehr vielseitig.

Im 19. Jh. kam es in der Versorgung von armen und reichen Frauen zu drastischen Unterschieden. Der Hebammenzwang wurde aufgehoben, sodass junge Kandidatinnen nur zu "Armengeburten" gerufen wurden. Die Arbeitsüberforderung und sehr geringe Entlöhnung führten zu Hebammenmangel. Verschiedene Unregelmässigkeiten und Pfuscherei bewirkten vielfach den Tod der Kindlein oder Mütter. Nun setzte der Ruf nach Geburtenbeschränkung ein. Zweifelhafte Abtreibungs- und Verhütungsmittel gingen parallel mit Säuglingsfürsorge durch entstehende Frauenvereine. Die Hebammen begannen sich im 20. Jh. zu organisieren und formulierten gemeinsame Richtlinien für ihre berufliche Praxis. Die Geburt hatte

sich von der öffentlichen Dorffrauendomäne über das private Familienereignis zur medizinischen Angelegenheit im Spital entwickelt.

Marylène Keller-Girod, 5210 Windisch AG

Renate Müller: **Ideal und Leidenschaft. Sexuelle Sozialisation der akademischen Jugend im Biedermeier.** Lebensformen, Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde der Universität Hamburg. Band 14. Dietrich Reimer Verlag: Berlin/Hamburg 1999, 440 S., ISBN 3-496-02678-2.

Der Untertitel der von Renate Müller an der Universität Hamburg eingereichten Dissertation "*Die Entwicklung der Liebe im Sozialisationsprozess vom Schülern und Studenten im Biedermeier. Eine Untersuchung anhand von autobiographischen Quellen*" zeigt den Inhalt der Arbeit deutlicher als der in der Buchausgabe angeführte.

Als Quellen dienten vorwiegend Autobiographien, Tagebücher und Briefe von zwischen 1795 und 1835 geborenen Bildungsbürgern, die ihre Kindheit und Jugend während des Biedermeier (1815-1848) erlebten. Den Hauptteil der Quellen bilden Autobiographien, nämlich deren 170, wovon 11 von Frauen verfasst wurden. Zudem wurden 10 Tagebücher und Briefe von 15 Briefpartnern ausgewertet. Unter den Autoren figurieren zwei Schweizer, nämlich Johann Caspar Bluntschli (1808-1881), Staatsrechtler und Politiker, und Ernst Münch (1798-1841), Historiker. Da die Autoren der Autobiographien vorzugsweise dem Bildungsbürgertum entstammen, sind solche adeliger oder bäuerlicher Herkunft eben so wenig berücksichtigt wie die aus der ländlichen Handwerkerschicht oder der städtischen Arbeiterschicht. Von der Konfessionszugehörigkeit her gesehen sind die katholischen Autoren, da vom katholischen Österreich fast keine Quellen vorhanden sind, in der Minderheit.

Die Autorin beschreibt in ansprechender Weise die Beziehung der vorzugsweise männlichen Jugendlichen zum andern, vorzugsweise weiblichen Geschlecht während der Schulzeit, der Zeit am Gymnasium und an der Universität, dies in Abhängigkeit vom sozialen Umfeld. Beim Durchsehen der Arbeit konnte der Berichterstatter oftmals ein Schmunzeln in Erinnerung an die eigene Jugendzeit nicht vermeiden. Dies steht im Einklang zur folgenden Bemer-

kung der Autorin im Vorwort, wenn sie auf die Reaktionen ihrer Gesprächspartner eingeht: *"Der Zugang meiner Gesprächspartner zum Thema 'sexuelle Sozialisation im Biedermeier', schien nicht nur interessen-, sondern auch generationsgebunden zu sein. So erwähnen einige der vor 1940 geborenen, dass sie schwärmerische Liebe auf Distanz, so wie sie in den Autobiographien beschrieben wird, selbst noch erlebt hätten, während meine jüngern Gesprächspartner eher kein Verständnis für eine Neigung aufbringen können, die sich in einem Gruss von weitem und im Verfassen von Liebesgedichten erschöpfte."* Dies mag als Hinweis auf den Jahrgang des Rezensenten genügen. – Das Werk von Renate Müller ist ein wertvolles Mittel, um die Mentalität des Biedermeierzeit zu verstehen und in die Familienforschung einzubeziehen.

Karl Zimmermann, 4127 Birsfelden BL

Arthur Schopenhauer: **Die Kunst, glücklich zu sein**. Dargestellt in fünfzig Lebensregeln, hg. von Franco Volpi. Verlag C. H. Beck: München 1999, 105 S./Klappenbroschur, CHF 19.-, ISBN 3-406-44673-6.

*"Was einer für sich selbst hat, was ihn in die Einsamkeit begleitet, und keiner ihm geben und nehmen kann: dies ist viel wesentlicher als alles, was er besitzt, oder was er in den Augen andrer ist."* (S. 99) – Wir kennen sie alle, diese "Lebensregeln", die aus dem praktischen Alltag zu populär-philosophischen Lebensweisheiten werden, sich zum Teil über Generationen halten und unser Denken oder sogar Handeln beeinflussen.

Neben seinem Hauptwerk *"Die Welt als Wille und Vorstellung"*, das in den Jahren 1819 bis 1847 entstanden ist, sind in Arthur Schopenhauers (1788-1860) umfangreichem Nachlass auch nie abgeschlossene Notizen über das Glücklichsein zu finden. *"Der Plan, eine Kunst der Glückseligkeit in Form eines Katalogs von Verhaltensregeln zu konzipieren, entstand vermutlich im Zusammenhang mit seiner Entdeckung und Übersetzung"* (Verlagsankündigung) der *"Handorakel"* aus dem Jahr 1647 - einer Art Brevier der Lebensweisheiten, die vom spanischen Schriftsteller, Philosophen und Jesuitenpater Baltasar Gracián (1601-1658) verfasst worden sind. Franco Volpi, geboren 1952, ist Professor für Philosophie an der Universität Padua und hat die verstreut und *"verborgen"*

(S. 7) gebliebenen Betrachtungen aus den *"Handbüchlein zur Lehre von der Glückseligkeit (Eudämonologie)"* (Verlagsankündigung), die Schopenhauer seit 1822 während seiner Berliner Zeit als Privatdozent aufgezeichnet hat, unter Beibehaltung des fragmentarischen Charakters in diesem Werk zu einer Einheit zusammengefügt, kurz kommentiert und moralphilosophisch erläutert.

Als herausragender Denker des 19. Jahrhunderts, das von tiefgreifenden Spannungen und Gegensätzen geprägt ist, und als „Ahnherr des philosophischen Systems des Pessimismus" – wie in Nachschlagewerkliteratur zu lesen ist – trachtet Schopenhauer danach, ein Leben in Leiden, in stets unbefriedigtem und ziellosem Willen durch Askese und Kontemplation zu meistern. Aus dieser Optik ist es geradezu verwunderlich, dass sich daraus eine höchst anregende Anleitung zu glücklichem Leben ergeben kann. Wenn Herausgeber Volpi das Traktat gar als *„echten Kleinod"* (S. 8) bezeichnet, könnte er vor allem auf den speziellen Umstand hinweisen, dass auch ein *„Meister des Pessimismus Auskunft über die Glückseligkeit"* (a.a.O.) zu geben weiss.

Was bedeutet aber glücklich sein bei einem Single und erklärten Pessimisten wie Schopenhauer? Welche Art von Glücklichsein finden wir im familiären Zusammenleben oder in verschiedenen familialen Lebensformen? – Schopenhauer unterstützt uns bei der Suche nach einem glücklichen Leben mit Ausführungen zu bekannten Themen wie Alter, Ausbildung, Bedürfnisse der menschlichen Natur, Besitz, Bewusstsein, Charakter, Dasein in Gegenwart und Zukunft, Einfachheit, Ertragen lernen, Freunde, Gelassenheit, Gesundheit, Heiterkeit, Hindernisse überwinden, Innerlichkeit, Langeweile, Neid, Nichtsein, Persönlichkeit, Planen, Ruf, Ruhe, Schmerzlosigkeit, Selbstgenügsamkeit, Subjektivität, Trost, Umwandlungen im Zeitablauf, Vernunft, Vertrauen, Vorsorge. – Das *„Los der Sterblichen"* (S. 97) wird es sein, in dem, *„was einer ist (...), was einer hat (...) [und] was einer vorstellt (...)"*, die *„Kunst, glücklich zu sein"*, zu erlangen.

Victor G. Meier, 4106 Therwil BL

Christian Steeb und Birgit Strimitzer (Hrsg.): **Der Souveräne Malteser-Ritter-Orden in Österreich.** Leykam: Graz 1999, 568 S., CHF 50.10.

1999 feierte der Souveräne Malteser-Ritter-Orden sein 900-jähriges Bestehen. Mit Blick auf dieses Jubiläum erteilte das Grosspriorat – die Ordensleitung in Österreich – den Auftrag, die Geschichte des Ordens, vor allem jene des Grosspriorats Böhmen und Österreich, aufzuarbeiten und darzustellen. Beiträge von 26 namhaften Autorinnen und Autoren sind in einem umfangreichen "Forschungsband" vereinigt worden. Das sorgfältig gestaltete Buch ist mit vielen, teils farbigen Abbildungen geschmückt. Die Unterstützung durch politische und wissenschaftliche Institutionen ermöglichte einen vergleichsweise moderaten Verkaufspreis.

Im Gründungsjahr des Ordens (1099) wurde Jerusalem durch ein Kreuzritterheer erobert. Bruderschaften besorgten damals den Spitaldienst an den Pilgerstrassen in Europa und im Heiligen Land. Die "Hospitäler" jener Epoche waren nicht nur Krankenhäuser, sondern in erster Linie Rast- und Verpflegungsstätten. Der Orden vom Hospital des Heiligen Johannes von Jerusalem, ursprünglich eine Laiengemeinschaft, wandelte sich im Lauf der Zeit "über eine geistliche schliesslich zu einer adelig-ritterlichen Institution" (S. 14). Dank Stiftungen erwarb der Orden zahlreiche Besitzungen im Vordern Orient, im Mittelmeergebiet, in Europa. Während rund zweier Jahrhunderte war Rhodos Sitz des Ordensstaates. Nachdem dort die Johanniter den Osmanen hatten weichen müssen, belehnte Kaiser Karl V. den Orden mit Malta. Die Insel wurde zum neuen Ordensterritorialstaat, die heutige Bezeichnung "Malteser-Ritter-Orden" wurde gebräuchlich.

Die im Buch zusammengefassten Beiträge vermitteln ein beeindruckendes Bild von der Entwicklung des Ordens, vom Aufstieg zu Macht und Einfluss, aber auch vom Verlust Maltas zufolge der Besetzung durch Napoleon im Jahr 1798. Die seitherigen Geschicke des Ordens werden nachgezeichnet. Zweck des Ordens – in Vergangenheit und Gegenwart – ist die Fürsorge in christlicher Nächstenliebe für Arme, Kranke, Verwundete und Alte. In den Beiträgen wird deshalb immer wieder auf die grossen humanitären Leistungen, auf das weltweite karitative Wirken des Ordens hingewiesen. Heute verfüge der Orden in 51 Ländern über eigene Strukturen, in mehr als drei Dutzend weiteren Staaten leiste er Hilfe im Rahmen

grösserer oder kleinerer Aktionen. Ein Aufsatz informiert über die völkerrechtliche Stellung des "souveränen" Ordens, ein anderer über die geistigen und religiösen Grundlagen, die "Spiritualität" im Malteser-Orden. Die Ritter bildeten "einen «echten» religiösen Orden im Sinne des katholischen Kirchenrechts" (S. 379). Eingehend dargestellt werden die Erfordernisse für die Aufnahme. Während langer Zeit konnte nur eintreten, wer zuvor den Ritterschlag erhalten hatte. Noch heute ist für die Aufnahme in den Ersten und den Zweiten Stand des Ordens die adelige Abstammung Voraussetzung, während für die Mitglieder des Dritten Standes eine Ahnenprobe nicht verlangt wird. Ein weiterer Abschnitt gibt Hinweise zu "falschen" Orden, zu Organisationen also, die in der Öffentlichkeit den Eindruck erwecken, den anerkannten Johanniter/Malteser-Ritter-Orden nahe zu stehen. Diese Hinweise dienen Familienforschern, wenn sie bei ihren Erhebungen auf Personen mit entsprechenden Titeln stossen.

Die meisten Autoren, die Aufsätze zum Sammelband beigetragen haben, gehören selbst dem Orden an oder sind Mitglieder des Malteser Hospitaldienstes Austria. Eine grundsätzlich wohlwollende Haltung dem Orden gegenüber ist deshalb anzunehmen.

Für den geschichtlich Interessierten stellt das Werk eine faszinierende Lektüre dar. Es bietet dem Leser, der nicht im besonderen geistigen Umfeld des Ordens beheimatet ist, die Möglichkeit, in eine Welt einzutauchen, die aus ferner Vergangenheit viel Positives bis heute bewahrt hat, zugleich aber auch einer ordentlichen Schicht historischer Patina nicht ermangelt. Wer sich vertieft mit der Ordensgeschichte beschäftigen will, findet in den über 1300 Anmerkungen reichlich Hinweise.

Rudolf Etter, 3038 Kirchlindach BE

Birgit Strimitzer: **Die Freiherrn Binder von Krieglstein.** Studien zur Genealogie und Besitzgeschichte einer elsässisch-österreichischen Adelsfamilie unter besonderer Berücksichtigung der Bedeutung einzelner Familienmitglieder in der Zeit Maria Theresias und der Ära Metternich. Diss. Graz 1998 (erschienen als Nr. 110 im dbv-Verlag für die Technische Universität Graz), 292 S., öS 192.50 / DM 29.–.

Die Familien Binder und Krieglstein, ursprünglich aus dem Gebiet der Stadt Colmar stammend, gehörten schon im 16. Jahrhundert zum Patriziat der Gegend. Beide erlangten Bedeutung im Dienst der Habsburger Monarchie. Die männliche Linie der Krieglstein erlosch 1603. Mit Rücksicht auf eine Vorfahrin mütterlicherseits erhielten zwei Brüder aus der Familie Binder, als sie 1759 in den Freiherrenstand erhoben wurden, das Recht, sich *Binder von Krieglstein* zu nennen.

Birgit Strimitzer geht den Ursprüngen der Familien Binder und Krieglstein nach und stellt die verschiedenen Generationen Binder (Nachkommen der geadelten Brüder Johann und Ludwig) vor. Besonders eingehend wird das Wirken von *Franz Freiherr Binder von Krieglstein (1774-1855)* beschrieben. Im diplomatischen Dienst der österreichischen Monarchie lernte er eine ganze Reihe wichtiger Hauptstädte in Europa kennen. Als enger Mitarbeiter des damaligen Leiters des habsburgischen auswärtigen Amts, des Fürsten Metternich, war er an der Vorbereitung des Wiener Kongresses von 1814/15 beteiligt.

1826 wurde Franz Freiherr Binder von Krieglstein bei der Eidgenossenschaft als "ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister" akkreditiert. Als er nach Zürich und dann nach Bern reiste, übernahm der österreichische Diplomat zweifellos keine einfache Aufgabe. Sein Vorgänger hatte sich als "Zensor der Schweizer Presse" und als Verfechter der Forderungen Metternichs in der Flüchtlingsfrage unbeliebt gemacht. Zudem war die damalige Eidgenossenschaft ein nicht eben leicht zu behandelndes Gebilde. Die Tagsatzung war oberstes Organ des Bundes, mit dem Vollzug der Beschlüsse wurde der jeweilige "eidgenössische Vorort" beauftragt. Alle zwei Jahre wechselte der Vorort zwischen den Kantonen Zürich, Bern und Luzern, wobei der jeweilige Bürgermeister oder Schultheiss das Amt des Tagsatzungspräsidenten versah. Selbst die "eidgenössische Kanzlei" – die damalige Bundesverwaltung – zog alle zwei Jahre in die neue Vorortsstadt um. Die Autorin schildert eingehend die Bemühungen des österreichischen Diplomaten um das Zustandekommen eines Vertrags zwischen Österreich und der Eidgenossenschaft über die Auslieferung von Verbrechern. Im Dezember 1830, kurz vor seiner Abberufung, forderte er von seinem Gastland "die Entfernung lombardischer Flüchtlinge aus dem Tes-

sin", mit der Begründung, diese hätten gegen die österreichische Herrschaft in Italien konspiriert.

In besonderen Kapiteln gibt Birgit Strimitzer Auskunft über Gründung und Auflösung des Familienfideikommisses (Landgut mit Schloss) und über das Wappen der Freiherrn Binder von Krieglstein. Aufschlussreich sind die biostatischen Angaben über Heiratsverhalten, Nachkommenschaft und Lebenserwartung sowie die Hinweise auf sozialen Auf- und Abstieg, die Häufigkeit des Wohnortswechsels, das Erziehungs- und Ausbildungsverhalten in der Familie. Die beigefügte Stammtafel erleichtert die Übersicht.

Das Buch ist Ergebnis sorgfältiger Nachforschungen in zahlreichen Archiven. Mehr als zwanzig Abbildungen und statistische Tafeln bereichern es. Das Werk ist auch für historisch interessierte schweizerische Familienforscher lesenswert.

Rudolf Etter, 3038 Kirchlindach BE

Jörg Wettlaufer: **Das Herrenrecht der ersten Nacht**. Hochzeit, Herrschaft und Heiratszins im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. (Campus Historische Studien; Bd. 27) Campus Verlag: Frankfurt/ Main; New York 1999, 430 S., CHF 91.-, ISBN 3-593-36308-9.

Man kann sich zu Recht fragen, was das "Herrenrecht der ersten Nacht" im Jahrbuch der Gesellschaft für Familienforschung zu tun hat. Wie aber die Untertitel darlegen, handelt es sich bei dieser Dissertation mehrheitlich um eine sehr breit und gründlich recherchierte und dokumentarisch (Anhang ca. 60 Seiten der archivalischen und gedruckten Quellen und Register) belegte Arbeit, die sich mit Brautkauf, steuerlichen Abgaben anlässlich der Hochzeit, um Brautgeschenke u.ä. im Mittelalter und der frühen Neuzeit befasst und somit auch für den Familienforscher interessant sein kann. Die Idee des Vorrechts eines mächtigen Mannes auf den ersten Beischlaf mit der Frau eines anderen Mannes geht bis in die frühe europäische und vorderasiatische Geschichte zurück, wobei Tyrannei und Macht eines Herrschers dieses Vorrecht betonen.

Ab Mitte des 13. Jahrhunderts taucht vorab in ländlichen Rechtsschriften dieses "Herrenrecht" wieder auf, meist in direktem Zusammenhang mit der Heiratsabgabe, einer Steuer auf dem Brautschatz der Frau, vor allem in Frankreich, aber auch in Deutschland und in der Schweiz. Dieser Mitgiftsteuer anlässlich einer Ehe-

schliessung steht das "Herrenrecht" wahrscheinlich als Drohung bei Ablehnung des Zahlungspflichtigen gegenüber. Obschon symbolische Handlungen, wie das Überschreiten der Braut und andere, beschrieben worden sind, ist es kaum wahrscheinlich, dass es je zur Ausübung dieses Rechts gekommen ist und dieses mehr als Legende bis in die frühe Neuzeit hat bestehen können.

Diese Abgabe unterliegt übrigens im Verlaufe der Zeit einem mehrfachen Funktionswandel: als Abgabe für die Heirat aus einer Herrschaft (Ausheirat einer Leibeigenen), als Heiratserlaubnis, als "Luxussteuer" auf das Hochzeitsmahl, als Entgelt gegenüber der Frau, die dabei ihre Jungfräulichkeit verliert u.a.m. Das "Herrenrecht" ist nicht zu vergleichen mit aussereuropäischen Bräuchen der rituellen Defloration, obschon auch hier mächtige Männer (Priester, Brahmanen, Häuptlinge) damit beauftragt wurden. – Der Verfasser versucht am Schluss einen evolutionsbiologischen und evolutionspsychologischen Ansatz zum Herrenrecht zu finden, indem er auf Ringkämpfe im Tierreich (Platzhirsch) aber auch in gemässigter Form (Status ranghöherer Männer im Kampf um die Frau) in unserer Gesellschaft hinweist.

Markus Neiger, 3122 Kehrsatz BE

Josef Wiget (Hg.): **Die Entstehung der Schweiz.** Vom Bundesbrief 1291 zur nationalen Geschichtskultur des 20. Jahrhunderts. Historischer Verein des Kantons Schwyz, Schwyz 1999, 176 S., ISBN 3-9520447-7-6.

Nachdem zu den Diamant-Feiern 1991 nochmals viel Geld und Tinte geflossen sind, um das vermeintliche Bollwerk des schweizerischen Selbstverständnisses zu feiern, zieht nun eine Publikation aus Anlass der Neugestaltung des Bundesbriefarchivs von Schwyz eine wohltuend nüchterne Bilanz der bewegten Debatten um die Bundesgründung. Die Autoren machen eine Auslegeordnung der wissenschaftlichen Forschungsergebnisse, die im Lauf der letzten Jahrzehnte zusammengekommen sind und laden zu einer Neubeurteilung der nationalen Gründungslegende ein.

In einem einleitenden Artikel (**„Schweizer Eidgenossenschaft im 15. Jahrhundert. Staatlichkeit, Politik und Selbstverständnis“**) zieht Prof. Roger Sablonier, Universität Zürich, den grossen historischen Bogen. Er zeigt, wie das einzigartige, zu jener Zeit als

seltsam wahrgenommene Bündnissystem der Schweizerischen Eidgenossenschaft ab dem 13. Jahrhundert entsteht, und welche inneren und äusseren Faktoren sein Überleben ermöglichen. Das überraschende Fazit: Entscheidend waren die Konflikte der europäischen Mächte, die periphere Lage des Bundes, seine Ungefährlichkeit und Käuflichkeit.

Die Entstehungsgeschichte ist das eine, ihre Instrumentalisierung als Staatsmythos das andere. Prof. Georg Kreis, Universität Basel, zeigt auf, wie mit der Französischen Revolution als radikalem Schnitt mit der Vergangenheit gleichzeitig das Bedürfnis entsteht, sich in Zentenarfeiern an eine weit zurückliegende Vergangenheit anzubinden (**„Der Mythos von 1291 – Zur Entstehung des schweizerischen Nationalfeiertags“**). In den Zeiten der wirtschaftlichen und sozialen Umwälzungen des 19. Jahrhunderts wollten die Führungseliten das Gefühl einer nationalen Eintracht herstellen, die die tiefgehenden Gegensätze zwischen den verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen emotional kitten sollte. Spannend ist die Darlegung, wie 1291 als Gründungsdatum erfunden wurde und wie die Schweiz 1891 zufällig und nicht ganz reibungslos zur ersten Bundesfeier kam.

Die materiellen Facts untersucht der urkundenkritische Beitrag **„Urkundenkritische Bemerkungen zum Bundesbrief von 1291“** von Prof. Pascal Ladner, Universität Fribourg; das Ergebnis seiner diplomatischen Analyse von Überlieferung, äusseren Merkmalen wie Format, Schrift oder Siegel, Aufbau, sprachlicher Fassung und Ausfertigung stützt die These, dass der Bundesbrief nicht aus einem Guss und das Datum der Abfassung nicht genau gesichert ist.

Diese Fragen nimmt Roger Sablonier in seinem Artikel **„Der Bundesbrief von 1291: eine Fälschung? – Perspektiven einer ungewohnten Diskussion“** auf. In fesselnder Argumentation zeigt er, dass gegen Ende des 13. Jahrhunderts sehr wohl eine Vereinbarung zur Wahrung des Landfriedens zwischen den Waldstätten bestanden haben kann, dies aber erst im Verlauf des 14. Jahrhunderts schriftlich festgehalten worden ist. Nicht eine Fälschung, sondern eine *„schriftliche Nachherstellung einer als richtig und alt empfundenen Tradition“* läge vor. Wer aus welchen Gründen diese Verschriftlichung vorgenommen haben könnte, ist eine weitere vergnügliche Spekulation. Schliesslich befassen sich zwei kurze Beiträge mit dem Haus, dem Bundesbriefarchiv: Prof. Guy Marschall,

Universität Luzern, skizziert die Geschichte und Funktion des Archivs seit 1941 (**„Das Bundesbriefarchiv als Zeitmaschine“**), und Roger Sablonier berichtet über das Verhältnis von Geschichtswissenschaft und Bundesbriefforschung (**„Das neue Bundesbriefmuseum“**).

Ein Besuch im neuen Bundesbriefmuseum illustriert eindrücklich den im vorliegenden Buch dargestellten Paradigmenwechsel von der Mythenbeschwörung zur Rekonstruktion des Vergangenen als Orientierungswissen für die Gegenwart.

Klaus Burri, 4056 Basel